

# Das Ende der Ich Erzählung



Der norwegische Autor Tomas Espedal hat neben Karl Ove Knausgård das autofiktionale Schreiben groß gemacht und den norwegischen Literaturbetrieb aufgerüttelt. Zwanzig Jahre hat er über sich und über das schmutzig-schöne Leben geschrieben, nun erfindet er sich neu. Er ist einer der Stars des Ehrengasts Norwegen bei der Frankfurter Buchmesse

Sein Erzählton ist leise, unaufdringlich, deskriptiv: Tomas Espedal in seiner Heimatstadt Bergen  
Foto: Jakob Dall

**Bücher von** Tomas Espedal, Fran Ross, Eugen Ruge, Amitav Ghosh, Tor Ulven, Maja Lunde, Mike McCormack, Simone Lappert, Carla Maliandi, Lotta Elstad, Helga Flatland, Extinction Rebellion, Malcolm Gladwell, Volker Arz, Eva Walther und Simon D. Isemann, Ilko-Sascha Kowalczyk, Steffen Mau, David Wallace-Wells, Bernd Ulrich, Ingvild Richardson, Mark Terkessidis, Guy Hocquenghem, Kwame Anthony Appiah, Johannes Nichelmann, Mareike Nieberding, Reyhan Şahin, Katrin Rönicke und Rétif de la Bretonne

**Die taz auf der Frankfurter Buchmesse**

Halle 4.1, Stand D 28

## Unsere letzte Chance!

Rifkin legt ein visionäres Buch mit vielen Anregungen vor. SWR 2, Lesenswert



Rund um den Globus wird angesichts der drohenden Klimakatastrophe der Protest gegen eine Politik, die ihre Zukunft zerstört, immer lauter. Gleichzeitig sitzt die Welt angesichts alternativer Technologien auf einer 100-Billionen-Dollar-Blase aus Investitionen in fossile Brennstoffe. Zukunftsforscher Jeremy Rifkin zeigt, wie aus dieser Konstellation die einmalige Chance auf einen Green New Deal entsteht. Seine Warnung: Um 2028 wird die Blase platzen und die Weltökonomie in eine globale Betriebsstörung führen.

Was bedeutet das für uns, wo die Energiewende schon lange auf der Tagesordnung steht? Gelingt ein gemeinsamer radikaler Aufbruch in letzter Minute? Rifkin gibt Antworten.

## editorial

## In dieser literataz

Bücher über Norwegen, Black Power, Pariser Nächte, Ost-West-Debatte, Jugend, Klima u. v. m.

Der Auftritt des Gastlands bei der Frankfurter Buchmesse kann ein Anlass sein, darüber nachzudenken, was die deutsche Kulturpolitik von diesem anderen Land lernen kann. Bibliotheken für das 21. Jahrhundert bauen, zum Beispiel. Jüngst ist in Oslo die Biblio Tøyen entstanden, eine Mischung aus Bücherei und Chill-Ort nur für Kinder und Jugendliche (zwischen 10 und 15 Jahren). Erwachsene haben nicht mal Zutritt – ein Ort zum Abtauchen in bessere Welten. 2020 folgt dann als Neubau der Deichman'schen Bibliothek eine Erwachsenenbücherei der Zukunft. Auch dieser Entwurf wirkt visionär. So etwas fehlt in Deutschland viel zu oft.

Dass Norwegen ein Literaturland ist, wird auch in dieser literataz ersichtlich. Neben dem Porträt von Tomas Espedal, der nun damit aufhört, literarisch durch sein eigenes Leben zu streunen (S. 2, 3), stellen wir Tor Ulven vor, der eine Art Nouveau-Norwegian-Roman geschaffen hat; wir fragen Bestsellerautorin Maja Lunde (S. 7) nach Fridays For Future und werfen einen kurzen fachkundigen Blick in die Bücher von Helga Flatland und Lotta Elstad (S. 8). Soundtrackempfehlung zur diesjährigen literataz: „Norwegian Wood“ von den Beatles, Motorspsycho oder Black Metal.

Apropos Soundtrack. Dass die Pariser Nächte des 18. Jahrhunderts häufig mehr zu bieten hatten als eine wilde Berliner Clubnacht heute, können wir bei dem Untergrundchronisten Rétif de la Bretonne nachlesen (S. 16). Seine Streifzüge durch die damals größte Stadt der Welt dokumentieren Leben und Liebe in Zeiten der Französischen Revolution.

Die sogenannte friedliche Revolution jährt sich heuer zum 30. Mal, die neuen Wendeherbstbücher sind von einer sehr aktuellen Ost-West-Debatte geprägt (S. 11). Eine Debatte, die zunehmend vom ganz Alten in neuen Köpfen handelt: vom Rechtsradikalismus. Was die Wähler der AfD bewegt, versucht die Psychologin Eva Walther herauszufinden (S. 10), die eine sehr deutliche Normenverschiebung ausmacht, durch die bis vor Kurzem Unsagbares sagbar geworden ist. Bis jetzt ist es ein wenig schöner Herbst: rechter Terror, Antisemitismus, lasche Klimapakete – das alles macht wenig Hoffnung. Aber es gibt auch andere Töne, die von Aufbruch, Widerstand und Fluiden statt starren Identitäten künden – auch davon berichten wir (S. 14). Kommen Sie mit: zu den Büchern, durch den Herbst, in die Zukunft, zu den Guten.

Jens Uthoff und Tania Martini

## Impressum

Redaktion: Tania Martini, Jens Uthoff

Layout: Bernd Cornely

Foto-Redaktion: Miriam Klingl

Anzeigen: Tina Neuenhofen, Jan Kniggeendorff

taz die tageszeitung taz Verlags- und Vertriebs

GmbH | Friedrichstraße 21 | 10969 Berlin

Vi.S.d.P.: Georg Löwisch

# Die Sache mit der Real-Life-Saga ist durch

Tomas Espedal hat gemeinsam mit Karl Ove Knausgård das autofiktionale Schreiben in Norwegen geprägt. Nun hat er sein zehnbändiges biografisches Mammutprojekt fertiggestellt – und sagt: „Ich glaube, dass Autofiktion in Norwegen an ein Ende gekommen ist“

Von Jens Uthoff

Wie geht es einem, der gerade eben ein Lebenswerk abgeschlossen hat? Ziemlich schlecht, sagt Tomas Espedal. Der norwegische Autor, 57 Jahre alt, sitzt im bläulichen Schimmer einer Hotellounge im alten Westen Berlins, er ist gerade auf Lesereise in Deutschland. Zwanzig Jahre und zehn schmale Bände (und einen Fotoband) lang hat Tomas Espedal, der von der Westküste stammt, der von der Leserschaft aus seinem persönlichen Leben erzählt – in Form von Essays, Briefen, Kurzgeschichten, Langgedichten und Tagebüchern. Er hat über Liebe und Schmerz, Lust und Verlust, Rache und Verrat, über Lebensmüdigkeit und den Tod geschrieben. Auf Deutsch sind zuletzt „Bergeners“ und „Das Jahr“ erschienen, in Norwegen wurde vergangenes Jahr der letzte Band seiner autobiografischen Reihe veröffentlicht („Elsken“, deutsch: „Lieben“).

Und jetzt? „Jetzt beginnt etwas Neues“, sagt Espedal. „Es ist schwierig, etwas abzuschließen und sich neu zu eröffnen. Aber ich habe etwas im Kopf. Wenn Frankfurt vorbei ist, geht es an die Arbeit.“ Zunächst drehe sich noch alles um die Frankfurter Buchmesse, bei der Norwegen Gastland ist und er auftreten wird. Auch er ist gespannt, wie sich das 5-Millionen-Einwohner-Land mit seiner traditionell starken Literaturtradition präsentieren wird: „Hoffentlich geht es wirklich um gute Literatur und nicht darum, noch mehr Touristen nach Norwegen zu locken. Wir haben schon genug“, sagt er und grinst. Dass der Mann über Humor und Selbstironie verfügt, zeigt sich gleich zu Gesprächsbeginn. Darauf angesprochen, dass ja leider noch nicht alle seine Bücher ins Deutsche übersetzt sind, zuppelt er sein Gegenüber am Ärmel und sagt: „Seien Sie froh! Ich habe bislang 15 Bücher geschrieben, 10 von ihnen sind vielleicht ganz okay ...“

Ein bisschen Understatement ist das schon, denn seine Bedeutung ist zumindest in der Literaturkritik anerkannt. Espedal hat gemeinsam mit

seinem Freund und Kollegen Karl Ove Knausgård die norwegische Literatur aufgerüttelt. Ende der 80er trafen die beiden an der Schreibakademie in Bergen aufeinander, zwei junge Schreiber, die gelangweilt waren von der Gegenwartsliteratur ihres Heimatlands: sie war ihnen zu brav, es knallte zu wenig, es gab keine Action. Sie aber wollten direkt aus dem schmutzig-schönen Leben erzählen. Mehr Straßenköter wagen. So schrieben sie auf, was sie bewegt und wandten sich in den kommenden Jahren dem autofiktionalen Schreiben zu, einer Mischung von autobiografischem und fiktionalem Erzählen. Espedal begann sein biografisches Mammutprojekt im Jahr 1999.

## Sie mögen keine Intellektuellen

Dass einer wie er überhaupt im Literaturbetrieb (oder knapp außerhalb davon) landet, ist alles andere als selbstverständlich. Er ist in Bergen geboren und lebte fast ausschließlich dort (ihn verbindet eine Hassliebe mit der Stadt), und er stammt aus einer Arbeiterfamilie, was er nicht an die große Glocke hängt, ihn aber bis heute beschäftigt: „Mein Vater war Kommunist, er stand den Gewerkschaften nahe. Ich hadere deshalb mit meiner Identität. Ich habe großen Respekt vor dem, was Kommunisten und Gewerkschaftler in Norwegen geleistet haben. Aber sie haben keinen Respekt vor mir und meiner Arbeit. Sie mögen keine Intellektuellen und keine Schriftsteller.“ Vom Typ her passt Espedal in die Eckkneipe so gut wie in ein Literaturseminar – er hat nicht Steifes oder Abgehobenes, macht eher mal einen derben Spruch, als dass er allzu abstrakt spräche.

Wirklich berühmt wurde die norwegische Schule um Espedal und Knausgård erst, als Letzterer zwischen 2009 und 2011 in Norwegen seinen sechsbändigen Romanzyklus mit dem provokativen Titel „Min Kamp“ („Mein Kampf“) veröffentlichte. Darin schildert er ungeschönt das Verhältnis zu seinem Vater und seinen Verwandten, er schreibt auch über einen Suizidversuch seiner damaligen Frau. Und er nennt diese Menschen – wie Espe-

dal zum Teil auch – mit ihren realen Namen. „In Norwegen war es ein Schock, als seine Bücher erschienen. Die Leute lasen über sich selbst darin“, sagt Espedal rückblickend. „All das, von dem es hieß, das mache man nicht, haben wir gemacht. Und plötzlich brauchten die Verlage gute Anwälte, es gab eine Menge Reaktionen im wirklichen Leben.“ Insbesondere Knausgård wurde – naheliegend und nicht ganz unberechtigt – Effekthascherei vorgeworfen. Sein Onkel drohte ihm mit einer Schadenersatzklage. Das Land, das wie ein großes Dorf funktioniert, hatte eine Real Life Soap auf sehr hohem literarischem Niveau.

Während Knausgård zur Marke wurde, blieb Espedal international weitgehend unbekannt. Dabei sind seine Texte literarisch ein spannender Gegenentwurf zu denen Knausgårds. Espedal hat ähnliche Themen, die Form ist experimenteller. Bei Knausgård bleibt chronologisches, aufeinander aufbauendes Erzählen möglich, Espedal hingegen schreibt fragmentarisch, lyrisch, aphoristisch. Er sieht den Roman als experimentelles Format, in einer Tradition von Laurence Sterne bis William Faulkner. „Es muss etwas mit der Sprache passieren im Roman. Ich hasse Leute, die Bücher schreiben und sie Romane nennen, wenn es doch eigentlich Schlafmittel sind. Der Roman war von Beginn an eine Form, in der man mit Sprache, mit gesellschaftlichen und politischen Themen experimentiert.“

Die tagespolitischen Themen schwingen in dem Buch „Das Jahr“, der von der Form wie ein Langgedicht ist, unterschwellig mit. Zum Beispiel streifen die Mittelmeertoten den Erzähler beiläufig, als eine Nachricht aus dem Radio verlesen wird, vom Lärm der Kaffeemaschine fast übertönt: „[...] ich hörte die Nachrichten heute oh boy ein Schiff mit Flüchtlingen mehr als fünfhundert heißt es ist vor / Lampedusa gekentert. / Mindestens einhundertachtundneunzig / die genaue Zahl ist nicht bekannt / wie soll man Ertrunkene zählen / wie soll man Tote zählen / wenn sie zu hunderten tausenden ertrinken / vor der Küste der schönen Insel Lampedusa. / Der

Nachrichtensprecher sagt das Meer sei ein Friedhof / für die Flüchtlinge geworden ich höre es fast nicht beim Lärm / der Kaffeemaschine das Wassergurgelt einen strömenden / Bach oder ein schäumendes Meer wenn man das Ohr dicht / an den Apparat legt kann man die Toten fast hören.“

## Auf dem Kreuzfahrtschiff

Noch präsenter als die Flüchtlingsthematik ist der Klimawandel in dem Buch „Das Jahr“; die Jahreszeiten mit ihren neuen klimatischen Ausschlägen ins Extreme bilden das Grundrauschen des Buchs: „Man sagt zur Entschuldigung: / Auch die Natur zerstört die Natur. / Veränderungen sind natürlich, sagt man. / Die Gletscher schmelzen. / Das Geräusch von schmelzendem Schnee, es ist schön. / Frühling, der ewige Frühling. / Hier ist jetzt immer Frühling.“ Espedal erzählt leise, unaufdringlich, deskriptiv, spart Widersprüche und Lebenslügen nicht aus. Zusammen mit seinem Vater ist er auf einem Kreuzfahrtschiff unterwegs. „Jede Perversion, die man hat, ist da verwirklicht“, sagt er und erzählt vom ausschweifenden Bordleben. Und er schreibt über seine Privilegien als erfolgreicher Schriftsteller.

Seine autobiografischen Geschichten lehnt er dabei oft an Vorbilder aus der Weltliteratur an. Als er sich in eine sehr viel jüngere Frau verliebt, bedient er sich bei der Mittelalter-Saga von Abelard und Héloïse, um davon zu erzählen („Wider die Natur“, 2012). Nachdem ihm ein guter Freund ebendiese ausgespannt hat, wandelt er in „Das Jahr“ auf den Spuren von Petrarca, um die Liebe und den Schmerz zu beschreiben (und bezieht sich auf Wittgensteins These von der Unmöglichkeit, über Schmerzen zu sprechen). Und beim Schreiben über seine geliebte und gehasste Heimatstadt Bergen dienen ihm James Joyce' Erzählungen „Dubliners“ als Referenz. Die literarische Agenda bleibt es aber, sich am realen Leben zu orientieren, wie er in „Bergeners“ formuliert: „Wir müssen die Stadt beschreiben, in der wir wohnen, die Zeit, in der wir leben, die Freunde, die Diskussionen, die Politik, die Einsamkeit. Wir dürfen uns nicht in einem Gedicht und einem

Anzeige



## Haben Sie das Gefühl, die Welt sei aus den Fugen geraten?

Dieses Buch zeigt warum –  
und wie Sie damit umgehen können.



SPIEGEL  
Bestseller

Gebunden  
€ (D) 22,-  
Verfügbar auch  
als E-Book  
[www.kiwi-verlag.de](http://www.kiwi-verlag.de)

Kiepenheuer  
& Witsch



In diesem Städtchen gibt es einen ausgeprägten Lokalpatriotismus und eine Abneigung gegen Oslo, wie Tomas Espedal schreibt: Bergen, von oben gesehen  
Foto: Lamberto Scipioni/ imago

konstruierten Universum verlieren, in falscher Literatur, was wir schreiben, muss wahr sein [...]“

Warum aber will er sich nun vom autofiktionalen Schreiben lösen? Espedal, ein zugewandter, lebhafter Typ, zieht die Stirn über den charakteristischen Augenschlitz hoch, als er das gefragt wird. So als wolle er dem, was nun kommt, besonderen Ausdruck verleihen. „Anfangs war diese Art zu schreiben wirklich radikal. Es hatte eine bestimmte Kraft, und es hat wichtige Diskussionen ausgelöst. Über Persönlichkeitsrechte, über das Verhältnis von Privatem und Öffentlichem. Ich glaube aber, dass Autofiktion in Norwegen an ein Ende gekommen ist. Es istwitzig, dass auch Karl Ove sagt, er höre auf, über sich selbst zu schreiben.“

So war sein Konterpart Karl Ove Knausgård jüngst in einem Interview mit dem *New Yorker* voll des Lobes für Peter Handkes Buch „Wunschloses Unglück“ (1972) – also einen völlig anderen Zugang zum autobiografischen Schreiben. Denn Handke erzählt die Metaebene mit und beschreibt die Gesellschaft sowie den Status, der seiner Mutter darin zuerkannt wird. Handkes Mutter steht im Zentrum des Geschehens. Knausgård nennt dessen Zugang im Interview „more truthful“. Unabhän-

gig davon wäre es nicht das Schlechteste, wenn auf den Boom des Autofiktionalen etwas weniger Ichsage-ri folge würde.

Was Tomas Espedal betrifft, so wird auf Deutsch noch dessen letzter Autobiografieband erscheinen, wahrscheinlich 2021. An dessen Ende, so viel ist schon bekannt, begehrt der Erzähler Suizid.

Bleibt die Frage: Was nun? „Als ich fertig mit den Erzählungen war und nicht wusste, wohin mit mir, fuhr ich nach Island. Ich habe mich dort mit einigen Schreibern getroffen. Wir tranken und wir diskutierten darüber, was die Literatur nun tun muss angesichts der globalen Krisen. Um vier Uhr in der Nacht ging ich auf mein Zimmer, kaufte eine weitere Flasche Wein, und zack hatte ich einen Geistesblitz. Ich wusste, was ich machen werde.“

Was das sein wird, das bleibt sein Geheimnis. Vorerst.

#### Tomas Espedal:

„Das Jahr“. Aus dem Norwegischen von Hinrich Schmidt-Henkel, Matthes & Seitz, Berlin 2018, 196 Seiten, 22 Euro.

„Bergeners“. Aus dem Norwegischen von Hinrich Schmidt-Henkel, Matthes & Seitz, Berlin 2018, 156 Seiten, 15,99 Euro

## Mette-Marit reist mit dem Zug an, Karl Ove hält eine Rede. Dann schlägt die Stunde der Meinungsfreiheit

Norwegen ist diesmal Ehrengast bei der Frankfurter Buchmesse. Eine Gelegenheit, die berühmte und weniger berühmte Literatur des Landes zu entdecken – und viel zu diskutieren

Von Gloria Reményi

Am heutigen Dienstag um genau 14 Uhr soll ein besonderer Zug in Frankfurt eintreffen – voll mit norwegischen Autorinnen und Autoren, die in Begleitung der norwegischen Kronprinzessin Mette-Marit nach Frankfurt kommen. Norwegen ist dieses Jahr Ehrengast bei der Frankfurter Buchmesse, und der „Literaturzug“ soll das erste Highlight des Gastlandauftritts werden. Das Motto, das die Skandinavier gewählt haben, lautet, „Der Traum in uns“, in Anlehnung an Olav H. Hauges Gedicht „Das ist der Traum“. 2016 wurde es von den Leser\*innen und Zuschauer\*innen des norwegischen Senders NRK zum bedeutendsten norwegischen Gedicht aller Zeiten gewählt.

Die Anreise im Literaturzug bildet den Auftakt zu einem umfangreichen Literaturprogramm, mit dem sich das Gastland zwischen dem 16. und dem 20. Oktober auf der Frankfurter Buchmesse präsentieren wird. Bei der Eröff-

nungsfeier werden der derzeit bekannteste norwegische Schriftsteller Karl Ove Knausgård sowie Erika Fatland, Journalistin und Autorin des mit dem norwegischen Buchhandelspreis ausgezeichneten Sachbuchs „Sowjetistan“, als Redner\*innen erwartet. Nach Deutschland reisen werden auch weitere norwegische Hochkaräter wie der Krimiautor Jo Nesbø und Maja Lunde (s. Seite 7). Auch weniger bekannte Stimmen der norwegischen Gegenwartsliteratur fehlen nicht, etwa Maria Parr, die drei preisgekrönte Kinderbücher veröffentlicht hat, und Simon Stranger, der 2018 den Roman „Vergesst unsere Namen nicht“ über eine jüdische Familiengeschichte und den Holocaust vorlegte.

Diskutiert werden soll in Frankfurt unter anderem über Meinungsfreiheit, für Buchmessen-Direktor Juergen Boos eines der großen Themen der Gegenwart. Das Gastland Norwegen, das in diesem Jahr zum dritten Mal in Folge den Platz 1 auf der Rangliste der Pressefreiheit belegt, widmet der Frage nach der Freiheit des Wortes tägliche Programm-

punkte unter dem Titel „Die Stunde der Meinungsfreiheit“. Weitere diskursive Schwerpunkte: Feminismus und Gleichberechtigung, Natur und Umwelt, samische Literatur und Kultur sowie Identität in einem sich wandelnden Europa.

Norwegen wird nicht nur literarisch präsent sein. Vorgesehen ist auch ein Kulturprogramm mit Ausstellungen, Theateraufführungen, Konzerten und Filmvorführungen. Das Museum Angewandte Kunst in Frankfurt verwandelt sich in ein „House of Norway“, das man noch bis zum 26. Januar 2020 besuchen kann. Und dann wäre da noch das Norsk Festival im Mousonturm, bei dem verschiedene norwegische Musik-Acts zu sehen und hören sein werden.

Auch kleinere Institutionen sind am Programm beteiligt: In der Ausstellungshalle Portikus Frankfurt findet zum Beispiel die erste deutsche Einzelausstellung der norwegisch-nigerianischen Künstlerin Frida Orupabo statt, die sich in analogen Collagen vor allem mit dem kolonialen Blick auf schwarze Frauenkörper auseinandersetzt.



„Höchste Zeit,  
dass jemand mal die Fenster aufreißt und  
ein wenig Dunkelheit ins Zimmer lässt.  
Bridle ist die beste App dafür.“

HARALD STAUN, FRANKFURTER ALLGEMEINE SONNTAGSZEITUNG

In einer rasanten Tour de Force führt uns James Bridle durch die technologischen Dystopien der Gegenwart – vom Klimawandel und dem Internet bis zur omnipräsenten Datenerfassung.

«New Dark Age» gehört zu den klügsten und zugleich beunruhigendsten Büchern über die digitale Welt, die ich jemals gelesen habe.»

Mark O'Connell, *The New Yorker*



Aus dem Englischen von Andrea Wittenberg  
320 Seiten mit 55 Abbildungen, Gebunden € 15,- ISBN 978 3 406 74777 7

C.H. BECK  
WWW.CHBECK.DE

Anzeige

# Superheldin auf Suche

Afroamerikanerin, Jüdin, leidenschaftliche Autorin: Fran Ross und ihr 1970 erstmals erschienener Roman „Oreo“ erfahren eine überfällige Wiederentdeckung. Diese wahn-sinnige Erzählung macht ungeheuren Spaß

Von **Fatma Aydemir**

Generationen von feministischen Forscher\_innen haben ihre Zeit damit zugebracht, vergessene feministische Autor\_innen auszugraben – um den Kanon, samt seiner Herrschaft von vornehmlich (weißen) männlichen Autoren, neu zu schreiben. Viele dieser wiederentdeckten Autor\_innen sind ein zweites Mal vergessen worden. Manchen wiederum wurde tatsächlich zu einer internationalen Leser\_innenschaft verholfen, wenn auch posthum. Die US-Autorin Lucia Berlin oder die brasilianische Schriftstellerin Clarice Lispector etwa zählen zu diesen erst jüngst neu aufgelegten, neu übersetzten und neu gefeierten Stimmen, die uns zwar aus der Vergangenheit erreichen, aber eine Frische ausstrahlen, als sei ihre Zeit eben jetzt erst gekommen.

Fran Ross ist die neueste dieser Wiederentdeckungen. Eventuell die Mutigste, möglicherweise nicht die Zugänglichste, ganz sicher aber die Schrägste unter ihnen. 1985 ist Ross im Alter von 50 Jahren an Krebs gestorben, viel ist von ihrem Leben nicht bekannt, außer dass sie in Philadelphia geboren, mit 25 nach New York gezogen ist und als Korrekturleserin und Journalistin tätig war. Und eben dass 1970 ihr einziger Roman erschienen ist, dem nur ein paar winzige Rezensionen gewidmet wurden. Mehr nicht.

„Oreo“ heißt das Buch, das 2015 in den USA neu gedruckt wurde und nun erstmals auf Deutsch erscheint. Der Titel des Romans bezieht sich nicht nur auf den berühmten Keks, der innen weiß und außen schwarz ist, es ist auch der Kosenamen von Romanheldin Christine Clark, die – wie die Autorin Fran Ross selbst – als Tochter einer Afroamerikanerin und eines Juden in Philadelphia aufwächst. Gleich zu Beginn der Geschichte wird von dem Unbehagen berichtet, das die Familien beider Elternteile bei dieser gemischten Partnerschaft im gespaltenen Amerika der

1950er Jahre ereilt: Christines Oma väterlicherseits stirbt auf die Nachricht hin an einem Herzinfarkt, ihr schwarzer Opa väterlicherseits erstarrt zu einem halben Hakenkreuz.

Schwarzer Humor erweist sich als eine der Kernstrategien, mit deren Hilfe Ross die Absurdität demaskiert, welche sich hinter der Idee festgeschriebener Identitäten verbirgt. Christine ist ein Hybrid und alles an ihr steht dafür: ihr Sound, der zwischen schwarzem Slang, Jiddisch und Fantasiensprache hin und her changiert. Ihr Körper, der zugleich wunderschön und mit 16 so superheldenhaft trainiert scheint, dass er jeden erwachsenen Mann um den Verstand bringen und anschließend auf die Fresse legen kann, etwa wenn er ihren Afro berührt.

Was ein „Schmock“!

Und dann ist da noch ihre abenteuerliche Vatersuche in New York, die sich am Theseus-Mythos orientiert, jedoch viel weniger Sinn und viel mehr Chaos stiften will als das griechische Original. Zuhälter werden verprügelt, Pädophile übers Ohr gehauen, sadistischen Kindern Lektionen in Tierschutz erteilt, während Christine sämtliche Samuel Schwartze im New Yorker Telefonbuch abklappert. Denn dieser eine, ihr Vater, hat seine Familie schon früh verlassen, weil er, so begründet es Christines Mutter Helen, ein „Schmock“ ist. Eine Liste unverständlicher Hinweise, die ihr Vater ihr hinterlassen hat, soll Christine helfen, ein Geheimnis zu lüften, das mit ihrer Geburt zu tun hat.

Christine ist keine dreidimensionale Figur, kein realistischer Charakter, nichts an ihrer Geschichte will „authentisch“ wirken. Da sind Zwergenfamilien, Jungfernhäutchen aus Wundermetall, Nachbarschaftsnympheomaninnen, die ihre Väter verführen. Zu Beginn fragt man sich noch stellenweise, was die Autorin mit dieser oder jener Szene bewirken will, doch diese Fragen wischt man lieber schnell beiseite, wenn man Spaß haben will mit die-



Schreibt mutige, schräge, nicht immer zugängliche Prosa: Fran Ross, 1935–1985 (undatiertes Bild)

Foto: Courtesy of the Fran Ross Estate

**Ihr Sound changiert zwischen schwarzem Slang, Jiddisch und Fantasiensprache**

sem wahn-sinnigen Buch. Und den kann man wirklich haben. Selten merkt man einem Roman so sehr an, mit welcher Leidenschaft am Schreiben er verfasst wurde, mit wie viel Freude daran, auf sämtliche literarische Konventionen

komplett zu pfeifen. Vielleicht ist das die Art von Spaß die Pynchon- oder Foster-Wallace-Fans verspüren, wenn sie über deren postmodernen Wälzern schmunzeln? Nur dass Fran Ross' Heldin sexier, cooler und lustiger daherkommt als die Protagonisten vieler ihrer Kollegen.

Im Rückblick überrascht es wenig, dass „Oreo“ 1970 kein Publikum fand. Die Black-Power-Bewegung befand sich auf ihrem Höhepunkt, die Zweite-Welle-Feminist\_innen verschafften sich gerade Gehör – und dann war da dieses Buch, das zwar nicht unpolitisch, aber für seine Zeit viel zu subtil wirkt und sich jeder Ein-

deutigkeit und allem Pamphlethaften verwehrt. Und dann auch noch so jüdisch ist? Heute, gut 50 Jahre später, erklärt die US-Dichterin und Literaturwissenschaftlerin Harryette Mullen, die „Oreo“ wiederentdeckte, den Roman zu einem der wichtigsten, weil sehr seltenen satirischen Texte schwarzer Autor\_innen. Im Nachwort der deutschen Ausgabe ergänzt der Essayist und Lyriker Max Czollek, dass es sich zugleich um einen wichtigen Beitrag zur jüdischen Literatur handelt. So scheint „Oreo“ nun endlich am Ziel, nämlich im literarischen Kanon angekommen zu sein, auch wenn die Reise eine beschwerliche war.



Fran Ross: „Oreo“. Aus dem amerikanischen Englisch von Pieke Biermann. dtv Verlag, München 2019, 288 Seiten, 22 Euro

Anzeige

»Ein analytisch innovativer Sammelband. Es sieht ganz danach aus, dass die menschenleere Fabrik auch in den kommenden Jahrzehnten vor allem eines sein wird: ein Schreckgespenst.«  
NDR Kultur

»Gegen den Hype um die sogenannte Industrie 4.0, die »vierte industrielle Revolution« und die sogenannte Wissensgesellschaft mahnt der Band mit kritischer Sozialwissenschaft anschließend an Marx zur Mäßigung und ordnet die derzeitigen Entwicklungen historisch ein.«  
Jungle World

Florian Butollo/Sabine Nuss (Hrsg.)  
**Marx und die Roboter**  
Vernetzte Produktion, Künstliche Intelligenz und lebendige Arbeit  
352 Seiten, Broschur, 20,00 €  
ISBN 978-3-320-02362-1



»Wer aus marxistischer Sicht einen Überblick über Mythos und Wirklichkeit von Digitalisierung und Industrie 4.0 erhalten will, dem sei »Marx und die Roboter« wärmstens empfohlen.«  
neues deutschland

**Dietz Berlin**  
dietzberlin.de

Gefangen im Hotel Metropol – Eugen Ruge hat einen Roman über die Zeit seiner Großmutter in der Sowjetunion geschrieben. Als Stalin Partei und Gesellschaft säubern ließ und Schriftsteller wie Lion Feuchtwanger dies nicht sehen wollten



# Die rote Charlotte

Von Andreas Fanizadeh

Das Hotel Metropol ist ein Luxushotel im Zentrum Moskaus. 1907 im Jugendstil fertiggestellt, war es eine der ersten Adressen im zaristischen Russland. Nach der Oktoberrevolution beschlagnahmten es die Bolschewiki, die es ab den 1930er Jahren wieder verstärkt als Hotel nutzten. Aufwendig saniert, verfügt der imposante Jugendstilbau heute über 365 zu mietende Zimmer. In eines buchte sich zum Jahreswechsel 2014/2015 der Berliner Schriftsteller Eugen Ruge ein. Nach dem Erfolg seines großen Familienromans „In Zeiten des abnehmenden Lichts“ (2011) hatte er das nötige Kleingeld dafür.

Ruge wollte dort nicht irgendein Zimmer haben. Es ging ihm um einen Raum auf der vierten Etage des historischen Gebäudes. In den Jahren 1936/37 hatte er die Nummer 479. Denn dort verbrachte zu jener Zeit Eugen Ruges Großmutter Charlotte ganze 477 Tage, am Stück und zusammen mit ihrem zweiten Mann, Hans Baumgarten.

Es war kein gewöhnlicher Hotel-aufenthalt. Die beiden deutschen Kommunisten waren „Gäste“ des NKWD, des Innenministeriums der UdSSR. Das NKWD hatte 1936 fast das gesamte vierte Stockwerk des Hotels Metropol für die suspendierten Mitglieder der Kommunistischen Internationale (Komintern) und deren Geheimdienst OMS reserviert. Raum 479 war für Charlotte und Hans bestimmt (Deckname: „Lotte“ und

„Jean Germaine“). Sie warteten hier auf die Entscheidung, ob man sie erschießen würde oder sie zurück in den Dienst der Partei dürften.

Ruge schildert in seinem Roman „Metropol“ nun eine Charlotte, die mit ihrem zweiten Mann als linientreue Kommunistin nach Moskau kam. Szenen der Erzählung spielen neben dem Metropol auf dem geheimen Komintern-Stützpunkt („Punkt 2“), wo beide tatsächlich in den 1930er Jahren tätig waren. Doch in der Phase des Großen Terrors (1936–38) ließ Stalin etwa 1,5 Millionen Menschen verschleppen, die Hälfte von ihnen erschießen. Unter den Opfern war fast die gesamte Kominternspitze, auch das Agentennetzwerk von „Punkt 2“.

Ruges Montageroman „In Zeiten des abnehmenden Lichts“ hat literarisch überzeugend die untergehende DDR charakterisiert. In „Metropol“ steuert der 1954 im sowjetischen Sossaw geborene Autor nun direkt auf den Kern des historischen Traumas zu, den Staat gewordenen autoritären Partei-Kommunismus. Moskauer Schauprozesse und stalinistische Säuberungswellen markierten das Ende der Idee eines Kommunismus mit irgendwie humanistischem Antlitz.

Ruges Roman geht der Frage nach, was der Terror damals mit den Menschen machte. Wir begegnen in „Metropol“ einer 42-jährigen Charlotte, die im sowjetischen Ausland Kommunistin blieb. In Deutschland herrschten die Nazis, ihre zwei erwachsenen deutschen Söhne schla-

gen sich selbstständig im harten Alltag Moskaus durch. Doch Charlottes Familie ist die Partei. Ihre Söhne trifft sie selten, ihr zweiter Mann lehnt dies generell ab. Ihn Ruges Roman ist er ein gefühlvoller Technokrat, ein unverbesserlicher Komintern-Agent, während die Roman-Charlotte zu tieferen Empfindungen mitunter fähig scheint. Nagt nicht auch an ihr, so Ruge, „die Ratte des Zweifels“?

Für „Metropol“ hat der Autor mit Hilfe des Historikers Wladislaw Hedeler die persönliche Kaderakte

## Ruge beschreibt, wie die nackte Angst durch jede Ritze drang

von Charlotte Ruge in Moskau aufspüren und auswerten können. Ein später Triumph des Enkels, den in der DDR zum Dissidenten herangereiften Eugen Ruge, gegenüber der starrsinnigen Großmutter. „Ich sehe was, was Du nicht siehst, und das ist: deine Kaderakte, Charlotte,“ schreibt er schelmisch im Prolog des Buches. Der Roman scheint auch eine Art Selbstermächtigung im Familienkontext. Charlotte hatte sich später in der DDR, wie Eugen Ruge im Nachwort zu „Metropol“ betont, lieber die Ohren zugehalten, als ihrem eigenen Sohn Wolfgang (Eugen Ruges Vater) zuzu-

hören, wenn der von seinen grauenhaften Erfahrungen aus seiner Zeit im Gulag berichten wollte.

„Metropol“ schildert, wie Denunziation und „Selbstkritik“ die Beziehungen in den 1930er Jahren überlagerten. Wie seine Großmutter lange mit dem hochrangigen Parteimitglied Alexander Emel (Moses Lurie) bekannt und befreundet war, ihm ein Grammophon verkaufte, was dann plötzlich ihr Todesurteil hätte bedeuten können. Emel wurde zusammen mit Sinowjew und Kamenew als „trotzkistischer Verschwörer“ im ersten Moskauer Schauprozess 1936 verurteilt und danach erschossen.

Eugen Ruge arbeitet sich aber nicht nur in die Psyche seiner Großmutter vor. Auch die des Vorsitzenden Richters des zweiten Moskauer Schauprozesses von 1937, Wassili Wasiljewitsch Ulrich, interessiert ihn. Passagen des Romans rekapitulieren den Prozessverlauf. Wassili Wasiljewitsch hat Todesurteile wie am Fließband ausgestellt. Ruge lässt ihn unter Blähungen und Erektionsstörungen leiden. Und an einer Stelle heilsichtig reflektieren: „Wenn diese Angeklagten jetzt aufstünden und die Wahrheit sagten. Alle sechzehn ... Sie brächten Stalin zu Fall.“ Taten sie aber nicht. Ein Phänomen, das Arthur Koestler bereits 1940 in dem Roman „Sonnenfinsternis“ beschäftigte (von Brecht, Sartre und Co dafür als Renegat beschimpft).

Ruge beschreibt, wie die nackte Angst durch jede Ritze drang. Heute

Chef der stalinistischen Geheimpolizei, morgen selber erschossen. Heute scheint im Hotel Metropol, morgen eifrige Lektorin im stalinistischen Verlagshaus, Geliebte des Chefs. Verantwortlich für die Herausgabe der Broschüre „Die rechten Spießgesellen der trotzkistischen Bande“. Ruge treibt in „Metropol“ die Frage um, „was Menschen zu glauben bereit, zu glauben imstande sind“. Charlotte und Hans werden Moskau überleben und später die DDR mit aufbauen. Haben sie all die Toten vergessen, die es auch in der eigenen Familie gab?

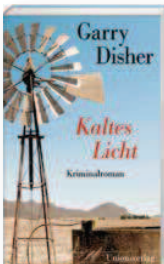
Bei dem Besuch 2014/15 im Hotel Metropol erwischte Eugen Ruge übrigens zunächst das falsche Zimmer. Es war, wie sich herausstellen sollte, die frühere Nummer 478. Hier wohnte von Dezember 1936 bis Februar 1937 auf Einladung Stalins der deutsche Antifaschist und berühmte Schriftsteller Lion Feuchtwanger. Wand an Wand mit „Lotte“ und „Jean Germaine“ und all den anderen zumeist bald Toten aus der Komintern. Feuchtwanger will von der ihn umgebenden Terroratmosphäre nichts mitbekommen. In seinem Reisebericht „Moskau 1937“ preist er den Diktator und verteidigt die Moskauer Schauprozesse.

Er hätte wahrscheinlich ebenso wenig wie Charlotte damit gerechnet, dass ein anderer Schriftsteller achtzig Jahre später im Metropol herumstöbert, in Moskau alte Akten ausgräbt. Und auch ihm so eine Rolle in einem Roman zuweist.

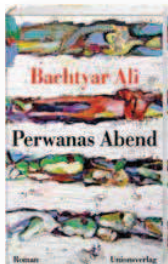
Das Hotel Metropol: Hier wartete 1936/37 Charlotte Ruge auf ihr „Urteil“, während im Nachbarzimmer Lion Feuchtwanger auf Einladung Stalins residierte und von all dem nichts mitbekam  
Foto: Krasnowa Alexandra/Tass/picture alliance



Eugen Ruge: „Metropol“. Rowohlt Verlag, Hamburg 2019, 432 Seiten, 24 Euro



Garry Disher  
»Einer der besten Kriminalromanautoren der Welt.«  
Ulrich Noller, WDR



Bachtyar Ali  
»Wenn man einen Roman von Bachtyar Ali aufschlägt, dann verschwindet alles, was jenseits der Buchdeckel liegt.«  
Angela Schader, NZZ



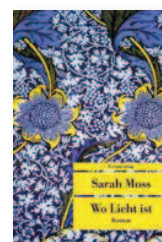
Petra Ivanov  
»Ivanov gelingt es, komplexe Charaktere zu entwickeln, die berühren, abstoßen, irritieren.«  
Mitra Devi, Tages-Anzeiger



Hoeps & Toes  
»Das deutsch-holländische Autorenduo ist eine echte Empfehlung.«  
Karin Trappe, HR 1



Patrick Deville  
»Alles erscheint in einem ganz neuen Licht. Ein atemberaubendes Fresko.«  
Le Monde



Sarah Moss  
»Dieser Roman ist ein Spiegel der weiblichen Seele.«  
The Times



Julia Blackburn  
»Ein unkonventionelles und unterhaltsames Buch über den großen spanischen Maler.«  
The Telegraph

## Unionsverlag

Anzeige

# Das Schlimmste kommt noch

In Manier des magischen Realismus beschreibt Amitav Ghosh in „Die Inseln“, was uns in Anbetracht des Klimawandels bevorsteht

Von Eva Behrendt

Fänge sind in diesem Buch kein Problem. Der Antiquar und Icherzähler Dinanath Datta, der sich von seinen westlichen Freunden Deen nennen lässt, reist von New York nach Kalkutta und wieder zurück, weiter zu einer Konferenz nach Los Angeles und von dort nach Venedig, von wo er, per Schiff allerdings, zu einer Seenotrettungsaktion auf dem Mittelmeer aufbricht. Auch die Meeresschiff Piya Roy, auf die er ein Auge geworfen hat, jettet befallsbeding zwischen den Mangrovenwäldern der indischen Sundabarns und ihrer Fakultät in Oregon hin und her. Geboren in Bangladesch, aufgewachsen in Kalkutta und wohnhaft in Brooklyn, aber mit Familie in der alten Heimat, gleicht Deen seinem Schöpfer Amitav Ghosh, der als Schriftsteller und Literaturprofessor ebenfalls zwischen den Kontinenten pendelt.

Der Name Ghosh fällt seit zwei Jahren regelmäßig, wenn die Rolle des Klimawandels in den Künsten zur Debatte steht: In seinem 2017 erschienenen Essay „Die große Verblendung“ konstatierte der Autor nicht nur, dass die klimatischen Veränderungen in der jüngsten abendländischen Belletristik so gut wie gar nicht vor kämen, obwohl sie, zumal im globalen Süden, längst Realität sind. Er glaubt darüber hinaus, dass die fiktionale Literatur mit zwei anderen Großfiktionen des Westens, Kapitalismus und Imperialismus, eine unbewusste Komplizenschaft eingehe.

Sein aktueller Roman, „Die Inseln“ verspricht eine Antwort auf die Frage, wie sie denn aussehen könnte, die Literatur zu Zeiten des Klimawandels. Zunächst ist es nur das bengalische Wort für „Gewehrhändler“, Bonduki Sadagar, das auf einer Hochzeitsfeier in Kalkutta die Aufmerksamkeit des Icherzählers auf sich zieht. Kanai, ein entfernter Verwandter, spricht ihn darauf an: Als promovierter Antiquar müsse er doch wissen, was es damit auf sich hat. Und tatsächlich kennt der belesene Deen bengalische Epen, die, ähnlich der homerischen Odyssee, in zahlreichen Episoden die

Flucht des listigen Bonduki Sadagars vor der Schlangengötin Manasa Devi beschreiben, die sich für seine Ungläubigkeit an ihm rächen will. Schon am nächsten Tag lässt sich Deen überreden, zu einem vom steigenden Meeresspiegel bedrohten Schrein der Schlangengötin in den Sundabarns zu reisen, um diesen kurz vor dem Versinken zu dokumentieren.

Mehr als Manasa Devi und der Gewehrhändler schürt jedoch der kühle Charme der Umweltaktivistin Piya sein Interesse. Sie kämpft gegen lokale Unternehmungen, die die Flusslandschaften des einst überaus artenreichen Mangrovenschwamms verschmutzen. Doch nicht sie, sondern ihr Ziehsohn Tipu begleitet Deen in den Dschungel. Der junge Mann hat zeitweise bei Piya in den USA gelebt, ist geschult in Digital- und Popkultur und steckt doch mit mindestens einem Bein im Mangrovenschwamm. Während Deen den Fries des Schreins zu entziffern versucht, wird Tipu im Tempel von einer Königskobra gebissen. Dank der Hilfe des jungen Schreinschneiders Rafi überlebt er, doch sowohl er als auch Deen sind von nun an wie infiziert, „als wäre irgendwas Lebendes in meinen Körper eingedrungen, etwas Uraltes, das im Schicksal geschlummert hatte. [...] Es war die Erinnerung, aber nicht meine, sie war weit älter als ich, ein verschütteter Aspekt der Zeit, der wieder zum Leben erwacht war, als ich den Schrein betreten hatte, etwas Furcht Einflößendes, Bösartiges, Übermächtiges, etwas, das mir nicht erlaubte, mich davon zu befreien.“

## Die Kleine Eiszeit war nichts dagegen

Hier schlägt Amitav Ghosh den ersten Pfeiler seines magischen Realismus ein: Bissige Schlangen, giftige Spinnen und zerstörerische Würmer, aber auch die Visionen fiebernder „Infizierter“ treiben von nun an die Handlung mit voran, in der Logik der Moderne als Folge der Erderwärmung, in der Logik der alten Epen als Resultat der Überhebung des Menschen über die Götter.

Deens nächste Station ist eine Konferenz in Los Angeles; Anlass ist der bibliophile Fund einer ur-

alten Ausgabe von Shakespeares „Kaufmann von Venedig“. Schon vom landenden Flugzeug aus sieht er Wildfeuerwände, Rauchwolken – und einen Raubvogel, der im Inferno eine Schlange erbeutet. Kurz darauf lauscht er einem Keynotespeaker, der über die sogenannte Kleine Eiszeit im 17. Jahrhundert referiert, die das Heizen mit fossilen Brennstoffen und damit womöglich das Denken der Aufklärung in Gang setzte. „Und was wir schon jetzt sehen“ – er unterbrach sich und zeigte in Richtung der Waldbrände – „sollte genügen, um uns klarzumachen, wie geringfügig die Klimaschwankungen der Kleinen Eiszeit waren gegen das, was uns heute bevorsteht.“ Auf dem Kongress trifft Deen auch die Venezianerin Cinta wieder, eine Ältere, durch den Verlust von Mann und Tochter gezeichnete Freundin aus universitären Zeiten. Die divenhafte Professoressa steigt voll ein auf die losen Mythenfäden und diffusen Mutmaßungen, die Deen ihr skeptisch präsentiert. Was, wenn ein Zusammenhang be-



Monsune werden unberechenbarer mit dem Klimawandel. Straßenszene, Kalkutta, 2017  
Foto: Debarchan Chatterjee/Pacific Press/LightRocket/Getty

stünde zwischen Bonduki Sadagar und dem Kaufmann von Venedig? Wie eng sind überhaupt die Verbindungen zwischen der italienischen Lagunenstadt und dem indischen Küstenland?

Folgerichtig spielt die dritte Station des Buchs in der morbiden Atmosphäre venezianischer Gassen und Kanäle. Ghosh muss sich im Vorfeld noch einmal Nicholas Roeg, „Wenn die Gondeln Trauer tragen“ angeschaut haben, so lustvoll lässt er Stück-

brocken vor Deens Füße kragen oder Deen und Cinta fast auf einem schiffsbohrwurmstigen Steg im Aqua Alta absaufen. Gleichzeitig lenkt er den Fokus nun deutlich auf Migration und Rassismus: Gerade Venedig ist ein beliebter Anlaufpunkt etwa bengalischer Klimaflüchtlinge. Viele verrichten dort, oft von einer Allianz aus Schlepptern und Mafia geknechtet, die Drecksarbeit in Restaurantküchen und auf Baustellen. So trifft Deen auch Rafi wieder, der verzweifelt den auf dem Landweg nach Europa von ihm getrennten Tipu sucht. Um ihm dabei zu helfen, müssen Deen und seine sämtlichen Reisegefährten zusammenstehen.

So entpuppt sich Ghoshs gelehrte Mythenmodernisierung als Ideenroman, der weniger apokalyptisch sein will als solidarisch und handlungsbemächtigend: angefangen bei postkolonialer Erzählperspektive, der Ghosh zwei starke Frauenfiguren und das schwule Paar Rafi und Tipu zur Seite stellt, bis zur Entwicklung Deens vom passiven Intellektuellen zum engagierten Aktivist und Partner. Dennoch bleiben Ghoshs Figu-

ren, so originell sie qua Biografie, Traumatisierung oder Beruf auch konzipiert sein mögen, merkwürdig flach und skizzenhaft. Aber vielleicht folgt das nur konsequent aus der Verschiebung von Prioritäten: Einer der „Verblendungszusammenhänge“, die Ghosh in der zeitgenössischen Literatur ausgemacht hat, ist schließlich deren Vorliebe für hochindividuelle Innenschau. Ihr fügen „Die Inseln“ den Gedanken hinzu, dass wir durch die Geschichte(n) hindurch alle gleichermaßen Natur sind, Pflanzen, Menschen, Götter und andere Tiere.



Amitav Ghosh: „Die Inseln“. Aus dem Englischen von Barbara Heller und Rudolf Hermsstein. Blessing Verlag, München 2019, 368 Seiten, 22 Euro

Anzeige

## HEINRICH BÖLL STIFTUNG

17. Oktober 2019, 19 Uhr – Frankfurt/Main

## Für immer gezeichnet

Die Geschichte der «Ostarbeiter»



Buchvorstellung mit Irina Scherbakowa, Memorial Moskau und Ulrich Herbert, Albert-Ludwigs-Universität, Freiburg

im Ökohaus, Kasseler Str. 1, Frankfurt/M.

Erschienen im Ch. Links Verlag. In Zusammenarbeit mit Memorial. Berlin 2019, 424 S., 28 €  
Bestellung: boell.de/publikationen

Heinrich-Böll-Stiftung, Schumannstraße 8, 10117 Berlin-Mitte  
Besuchen Sie uns am Stand auf der Buchmesse: Halle 3.1 C21

## Mentale Inventur

Pfeif doch auf die Handlung: Mit „Ablösung“ ist der einzige Roman des norwegischen Schriftstellers Tor Ulven auf Deutsch erschienen. Er ist im Nouveau-Roman-Stil gehalten

Von René Hamann

Einfach ist es nicht. Der einzige Roman des norwegischen Autors Tor Ulven, der sich im Jahr 1995 mit Anfang 40 das Leben nahm, ist eine Art Nouveau-Roman auf Norwegisch; eine detaillierte Schilderung von Geisteszuständen, Flashbacks, Erinnerungsetzen, Abläufen. Es gibt ein durchlaufendes Ich, das aber keinesfalls kohärent ist, was bedeutet, dass in „Ablösung“ von ein und demselben oder von vielen verschiedenen Stimmen erzählt wird – die Unterschiede liegen in Alter und Beruf. Demzufolge gibt es auch keine Handlung, die man verfolgen könnte. Wie gesagt, einfach ist es nicht.

## Medikamenten, Leerkassetten

Trotzdem lohnt die Lektüre. „Ablösung“ ist ein schmaler Roman (140 Seiten), der eine gewisse Prüfung der eigenen Lektürefähigkeiten darstellt. Und doch erzählt er zeitnah von einer Epoche, die dem Untergang geweiht zu sein scheint: Tor Ulven übt sich nicht nur in innerer Rede, sondern auch in Auflistung. Auflistung von Alltagsgegenständen, Medikamenten, Gebrauchsmaterial, ob „90-Minuten-Leerkassette“ oder „Computerspiele mit Joystick und Laserpistole“. Ulven erstellt eine Inventur der Wendezeit, der ausgehenden achtziger Jahre. Es ist aber

nicht nur eine Inventur materieller Art, sondern eines des Gefühls, einer der mentalen Art.

„Ablösung“ ist, so gesehen, nicht nur die späte Weiterführung des Werks von Claude Simon und Alain Robbe-Grillet in deren Kunst der überdetaillierten Beschreibung, sondern auch späte Antwort auf James Joyce und das letzte Kapitel des „Ulysses“: ein Rausch an Worten, ein durchlaufender Bewusstseinsstrom, der gern den Materialkasten öffnet und Unzähliges auflistet. Literaturliteratur. Ein Junge, ein Mann, ein Greis, fabulierend, grübelnd, über sich und seinen Alltag sinnierend. Manchmal geht es raus, in einen Laden, in eine Fabrik, an eine Straßenbahnhaltestelle. Manchmal tauchen andere Figuren auf, auch Frauen, ehemalige Geliebte, die ruppige Telefonate führen. Sprachlich und atmosphärisch ist das ganz toll, aber eben: auch nicht einfach.

Dafür oft sehr deutlich. Denn Tor Ulven konnte auch so schreiben: „... und deshalb, denkst du, haben sie auch den Segen des Geldes nicht verstanden, von welchem sie glauben, es diene dazu, sich Dinge zu kaufen, während es in Wirklichkeit [...] Freiheit von der Arbeit, auf jedwelter Arbeit garantiert; ein Lächeln zuckt in deinem Mundwinkel, als du im Taxi vorbeifährst und an diese lächerlichen Idealisten denkst,

die sich einbilden, dass es besser sei, sich für den Staat abzurackern als für einen privaten Ausbeuter [...], und du lächelst bei dem Gedanken an die Arbeitslosigkeit, als wäre irgendwem die Müßiggang, nicht die Arbeit das Problem, als wäre es die Schwerkraft, die zu erwerben man Schlange stehe, und nicht für ein Gehaltskonto (und, selbstredend, die damit verbundenen Genüsse); sie alle, denkst du, die nicht verstanden haben, dass es die Arbeit ist, die abgeschafft werden müsste, und die nicht den Verstand haben, sie, zumindest, für sich selbst abzuschaffen.“

## Meister der Gräutöne

Und ja, es geht auch einsam, höchst einsam, in diesen Gedankengängen. Ulven selbst galt und gilt als writer's writer, als Autor für Autoren, und, besonders in Norwegen, als höchst einflussreich. Natürlich kommt die Rezeption dieses Meisters der Gräutöne, der dunklen Stimmung, nicht ohne den Hinweis auf Karl Ove Knausgård aus. Der hat Ulven nicht nur einmal als einen großen Einfluss genannt. Was man in „Ablösung“ durchaus erkennt: Knausgård's eigene Beschreibungen wut, sein Hyperrealismus haben hier wohl ihren Ursprung. Allerdings macht es Knausgård den Lesenden leichter, indem er Erklärung, Handlung bindend einsetzt – worauf Tor Ulven eindrücklich pfeift.



Tor Ulven: „Ablösung“. Aus dem Norwegischen von Bernhard Strobel. Droschl Verlag, Graz 2019, 144 Seiten, 20 Euro

taz genossenschaft

# HALT DIE PRESSE!



Demokratische Gesellschaften brauchen eine unabhängige Presse.

Setzen Sie ein Zeichen für Meinungsvielfalt und gegen Meinungsmache.  
Werden Sie Mitglied der taz Genossenschaft. Mit einer Einlage ab 500 Euro (wahlweise auch in 20 Raten zahlbar) können Sie Mitgliebtümerin werden.  
geno@taz.de | T (030) 25 90 22 13 | www.taz.de/genossenschaft

# „Vieles was wir tun, ist instinktgetrieben“

Die norwegische Autorin Maja Lunde wurde mit Bestsellern über den Klimawandel und das Artensterben bekannt. Nun erscheint ihr Roman „Die letzten ihrer Art“. Wie blickt sie in die Zukunft?

Interview Heike Holdinghausen

**taz:** Frau Lunde, in Ihren ersten beiden Büchern haben Sie verschiedene Familiengeschichten mit der „Geschichte der Bienen“ und der „Geschichte des Wassers“ verbunden, in ihrem neuesten Roman „Die letzten ihrer Art“ sind die Przewalski-Pferde das verbindende Element. Warum diese urtümlichen Pferde?

**Maja Lunde:** Ich habe sie zum ersten Mal im Jahr 2015 in den Bergen Frankreichs gesehen und mir ihre Geschichte erzählen lassen. Wie sie 1881 in der Mongolei gefunden, gefangen und in Zoos in Europa gebracht wurden, wie sie fast ausgestorben sind und nur in Tierparks überlebt haben – und wie sie schließlich 1992 in die Mongolei zurückgebracht und ausgewildert wurden. Ich war so fasziniert von diesen Pferden und ihrer Geschichte, ich wusste sofort, dass ich über sie schreiben wollte. Haben Sie mit „Die letzten ihrer Art“ den Roman zu den Fridays-for-Future-Demos geschrieben?

„Schreiben Sie, wo es brennt“, sagen wir in Norwegen. Ich bin mit einem Poster gegen Atomwaffen über dem Küchentisch aufgewachsen. Meine Familie sprach beim Abendessen regelmäßig über Umweltfragen und den Klimawandel. Als ich älter wurde, ließ meine Sorge um den Planeten nicht nach, ganz im Gegenteil. Ich sehe mich zwar nicht als Aktivistin, aber bei der Umweltthematik brennt es am meisten. Der Klimawandel ist unser größtes Problem, und wir müssen etwas gegen ihn unternehmen.

Ihre Romane handeln von hochpolitischen Themen wie Klimawandel und Artensterben, aber Politik kommt kaum vor. In der „Geschichte der Bienen“ versucht am Ende noch eine Politikerin, den Bienen eine Zukunft zu geben. In dem neuen Buch gibt es überhaupt

keine Autorität mehr, oder koordiniertes menschliches Handeln. Warum nicht?

Das war nicht Teil der Geschichte. Wenn ich schreibe, geschieht das intuitiv. Ich bin Roman- und keine Sachbuchautorin. Wenn ich eine politische Partei in die Geschichte eingeführt hätte, wäre es wohl eher ein politisches Manifest geworden als ein Roman. Das wollte ich nicht. Allerdings werde ich von den Lesern oft gefragt, was sie tun können, um den Bienen zu helfen, um den Planeten zu retten, und das macht mich sehr glücklich. Wenn mein Roman ein bisschen dazu beiträgt, die Lage zu verbessern, dann wäre ich dankbar.

**Glauben Sie, das ist die Zukunft? Jeder kämpft für sich allein?**

Wie gesagt, das ist ein Roman, es ist Fiktion. Ich habe beschrieben, wie sich die Natur entwickeln kann, wenn wir Klimawandel und Artensterben nicht aufhalten. Es ist ein Szenario, das ich liefere, keine Prognose. Hoffentlich kommt es anders! Wenn ich schreibe, habe ich viele Fragen und wenige Antworten. Es sind vor allem zwei große Fragen, die ich mir in allen drei Büchern stelle, und vielleicht am meisten in meinem neuen Buch: Wie wurde der Mensch zu dem Tier, das die Welt beherrscht? Wie schafft er es, als Spezies alle anderen zu beherrschen? Und die zweite Frage ist: Schaffen wir es, aus unseren Fehlern zu lernen? Können wir unsere Fähigkeiten nutzen, um die Welt zu einem besseren Ort zu machen, für uns und für alle anderen Arten, die auf der Erde leben?

**Haben Sie Hoffnung?**

Aus meinen Büchern lassen sich sowohl Optimismus als auch Pessimismus herauslesen, weil auch ich selbst zwischen diesen Polen schwanke. Was mir Hoffnung gibt: Menschen sind Spezialisten in Kom-

munikation. Zum Beispiel sind wir die einzige Art, die Bücher schreibt. Wir sind extrem gut darin, miteinander zu kommunizieren, Informationen weiterzugeben und zu empfangen. Je mehr wir über Klimawandel und Artensterben reden, je mehr wir unsere Angst heraus-schreiben, wie die Kids es gerade auf den Straßen tun, desto mehr verstehen wir, wie groß unsere Probleme sind. Und wenn wir sie verstanden haben, können wir sie vielleicht auch lösen.

**Allerdings leiden die Figuren in Ihren Büchern unter ihrer Sprachlosigkeit – Eltern und Kinder, Paare, Fremde, die sich zufällig begegnen – meist fällt es ihnen schwer, ihre Gefühle auszudrücken.**

Stimmt, in den Familien, die ich beschreibe, gelingt Kommunikation häufig nicht. Ich wollte die Beziehungen erforschen, über die ich schreibe. Die Bücher beginnen nicht mit Antworten auf Zeitfragen oder mit Botschaften, sie beginnen mit den Figuren. Mit ihren Geschichten und ihren Beziehungen geht es los. Wenn ich eine neue Geschichte beginne, fühlt es sich nicht so an, als hätte ich die Wahl – die Beziehungen zwischen meinen Figuren sind immer schon da. Das Thema „Eltern-Kind“ ist für mich eng verbunden mit dem Thema Natur.

**Warum?**

Denken Sie an Darwin! Vieles, was wir machen, machen wir für unsere Kinder. Deshalb finde ich das Thema so spannend, weil Familie auf biologischer Liebe beruht, verbunden mit der Natur. Wenn Kinder geboren werden, lieben wir sie instinktiv, und ich finde es spannend zu beschreiben, was das für uns bedeutet. Ich interessiere mich zwar auch für die Beziehungen zwischen Erwachsenen oder Liebenden, aber die Eltern-Kind-Geschichten faszinieren mich am meisten. Wir tun

so viel für unsere Kinder, vieles was wir tun, ist instinktgetrieben – und von dem Wunsch geleitet, dass unsere Kinder sicher sind. Ich glaube, zurzeit übertreiben wir es damit. Viel von dem Zeug, was wir kaufen, kaufen wir, um uns selbst und unsere Kinder abzusichern. Jetzt sind wir aber in einer neuen Situation: Wir müssen aufhören, Dinge zu konsumieren, wenn wir unser Kinder schützen wollen.

**Zerstören die Menschen in Ihren Büchern die Natur, weil sie unfähig sind, Beziehungen zueinander einzugehen – und zudem unfähig sind, Beziehungen zur Natur zu knüpfen?**

Nein, so würde ich das nicht sehen. Im zweiten Teil des Quartetts, in „Die Geschichte des Wassers“, ist Signe, eine der Hauptfiguren, in engem Kontakt zur Natur, aber sie ist unfähig, Kontakt zu anderen Menschen aufzunehmen. Alle meine Figuren haben unterschiedliche Zugänge zu anderen Menschen und zur Natur. Ich beschreibe Männer des 19. Jahrhunderts, die Natur als etwas betrachten, dass sich nutzen lässt und Menschen dient. Signe hingegen misst Natur einen eigenen Wert bei, genau wie Eva im neuen Buch.

**Ihr Verlag hat ein Klima-Quartett angekündigt. Nach den Bienen, dem Wasser und den Pferden – wo**

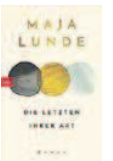
**von wird der letzte Teil der Romanserie handeln?**

Während ich es schrieb, schwirren in meinem Kopf mehrere andere Geschichten herum. Alle von Menschen, die in der Nähe der Natur leben, viele von ihnen sind von Umweltveränderungen betroffen. Wie Signe aus der „Geschichte des Wassers“, eine alte Frau, die am Fuße eines Wasserfalls in Norwegen aufwuchs. Oder David, ein junger Klimaflüchtling in Südfrankreich, und Nicolai, ein russischer Zoo-Manager. Plötzlich wurde mir klar, dass sie alle Teil derselben Geschichte waren. Als die „Geschichte der Bienen“ fast fertig war, wurde mir klar, dass ich mit dem Thema nicht fertig war. Meine Figuren, meine Geschichten waren alle Teile eines großen Puzzles, und es mussten vier Bücher sein. Ein Quartett.

**Funktionieren die Bücher denn auch einzeln?**

Jedes Buch kann separat gelesen werden, aber für Leser, die die Geschichte haben, alle vier zu lesen, wird sich hoffentlich ein größeres Bild ergeben. Im letzten Buch werde ich versuchen, alle Geschichten zu verbinden, und die Hauptgeschichte wird 2110 spielen, also 12 Jahre nach der zukünftigen Geschichte im ersten Teil. Und Hauptthema werden Pflanzen sein, Samen und alles, was wächst.

Sind zum Glück noch nicht die allerletzten ihrer Art: Przewalski-Pferde in einem Nationalpark in der Provinz Gansu, China  
Foto: Ed Jones/afp



**Maja Lunde** „Die letzten ihrer Art“. Aus dem Norwegischen von Ursel Allenstein. btb Verlag, 640 Seiten, München 2019, 22 Euro, erscheint am 21.10.

## Maja Lunde

wurde 1975 in Oslo geboren, wo sie auch heute noch lebt. Die Schriftstellerin und Drehbuchautorin landete mit ihrem Romandebüt „Die Geschichte der Bienen“ („Bienes historie“, 2015) gleich einen großen Erfolg,



Foto: Ole Berby

vor allem in Deutschland, wo das Buch 2017 mit 350.000 Exemplaren das meistverkaufteste des Jahres war. Nach „Die Geschichte des Wassers“ (2018) erscheint in diesen Tagen ihr neuer Roman auf Deutsch.

## DIESE WELT WIRD DICH VERÄNDERN

Es ist der Winter 1704 und der Tod sitzt auf dem Gipfel einer Tanne und wartet geduldig auf die Geburt eines Kindes. Er ist nicht der einzige – ein Raunen wandert um die Welt und die Schatten lauschen mit gespitzten Ohren.

Schon in jungen Jahren macht sich Vida auf den Weg, um die Wahrheit zu finden. Sie hört den Ruf der Toten und begegnet ihrer eigenen Zukunft. Mit dreizehn lehren ihre Tanten sie die Mudras der Verbannung und sich ohne Waffen zu verteidigen. Denn Vida wurde geboren, um das Licht auf die Welt zurückzubringen. Aber niemand rechnet damit, dass sie ihren eigenen Weg geht und selbst dem Tod die Stirn bietet.



**Leseprobe:**  
beltz.de

584 S., geb., € 19,95, ISBN 978-3-407-75462-2

**BELTZ & GELBERG**

Anzeige

## Mit Gott am Küchentisch

Im Original heißt das Buch knapp „Solar Bones“, doch vermutlich schien dem Steidl Verlag das buchstäbliche Wort „Sonnenknochen“, das im Text tatsächlich vorkommt, nur begrenzt verkaufsfördernd, wobei die deskriptive Lösung durchaus treffend ist, geht es in „Ein ungewöhnlicher Roman über einen gewöhnlichen Mann“ schließlich genau um dies – eine literarisch eigensinnige Schilderung der Gedanken seines Protagonisten, in dessen Bewusstseinsstrom Mike McCormack seine Leser hineinwirft, ohne Punkt, allein durch Kommata getrennt, die Sätze von einem Absatz in den nächsten überlappend, während der Icherzähler Marcus Conway vom Arbeitsalltag zu Erlebnissen mit der Familie springt, dazwischen Fragen nach Gott stellt, da er früher mal überlegt hatte, Theologie zu studieren, man lebt ja im katholischen Irland, wo Conway als Ingenieur in der Verwaltung arbeitet, verheiratet ist und Vater zweier Kinder, beide außer Haus, die Tochter macht Karriere als Künstlerin, der Sohn reist gerade durch Australien, spricht über Skype manchmal abends mit dem Vater, der sich tags im Büro mit Politikern herumplagen muss, wenn diese finden, dass Bauprojekte bestimmter Vorschriften wegen nicht vorankommen, und klar, nicht selten ist beim Politiker dann Korruption im Spiel, all das rauscht durch den Kopf von Conway, der beim Denken regelmäßig an den Küchentisch zurückkehrt, an dem er die Handlung über sitzt, ein äußerlich ereignisarmer, aber höchst dynamischer Text, dank des Rhythmus, immer wieder mit Einwüfen variiert, seien es kurze Aufzählungen oder die Abschiedsgrüße am Ende eines Telefonats, seltene Haltepunkte in einem Fluss, dem man sich zu gern überlässt.

Tim Caspar Boehme

**Mike McCormack:** „Ein ungewöhnlicher Roman über einen gewöhnlichen Mann“. A. d. Engl. von Bernhard Robben. Steidl Verlag, Göttingen 2019, 272 Seiten, 22 Euro

## 20 Stunden vor dem Sprung

„Der Sprung“ ist eine Absage an die Hoffnung, scheint es. Denn Manuela, genannt Manu, springt mitten in einer Kleinstadt vom Dach, schon auf der ersten Seite. Die Schweizerin Simone Lappert erzählt in ihrem zweiten Roman aber nicht die Geschichte von Manus Hadern mit sich und der Welt. Vielmehr macht die 34-jährige Autorin die junge Frau zum Auge des Sturms: Um sie herum wirbelt das Leben, es berührt sie aber letzten Endes nie. Kapitel für Kapitel stellt Lappert wechselnd Bewohner\*innen der Stadt in den Mittelpunkt, die – mal mehr, mal weniger – mit Manu in Verbindung stehen. Da ist ihre Schwester, die übergewichtige Politikerin, Manus Freund, der nichts weiß, weder über Manu noch über seine Zukunft. Da ist aber auch der frühere Hutmacher, der jetzt in einer Fleischerei arbeitet und sich um seine demenzkranke Mutter kümmert. Sie alle zeigt der Roman in den 20 Stunden vor

dem Sprung. Manu ist in dieser Zeit schon auf dem Dach. Ziegel für Ziegel deckt sie das Dach, während Lappert die Beziehungsgeflechte freilegt, die die Kleinstadt durchziehen – oder vielmehr unterwandern. Oft sind sie geprägt von Schuld, Scham und Egoismus. Mit Spannung sucht man nach den Verknüpfungen. Mal ist es ein Hut, den der Besitzer wechselt, mal ein Zunicken auf der Straße. Man kennt sich – und ist sich doch fremd. Nur die Leser\*innen sehen, dass die Menschen viel verbindet: ihre Erinnerungen, ihre Gedanken, vor allem die traurigen. So bleibt, trotz des Wissens um den Sprung doch ein Quäntchen Hoffnung für alle – außer Manu.

Laura Sophia Jung

**Simone Lappert:** „Der Sprung“, Diogenes Verlag, Zürich 2019, 336 Seiten, 22 Euro

## Im Studentenwohnheim

„Entschlossen schreitet der Mensch auf seinem Erdenweg dem großen Wendepunkt entgegen ...“. Programmatisch findet das Zitat des argentinischen Philosophen Carlos Astrada Eingang in den Debütroman der Dramaturgin und Theaterregisseurin Carla Maliandi. „Das deutsche Zimmer“ handelt von einer Dreißigjährigen, die es in einer diffusen Lebens- und Beziehungskrise von Buenos Aires nach Heidelberg verschlägt, wo sie während der Militärdiktatur ihre Kindheit im Exil verbracht hatte. In der Stadt am Neckar bezieht die Icherzählerin ein Zimmer in einem Studentenwohnheim, „– dort ist es, als wäre man nirgendwo, man ist allein, hat aber viele Menschen um sich, hat alles, ohne etwas zu besitzen und wird von niemandem wahrgenommen.“ In Maliandis unaufgeregter Erzählung erscheint dieser unwirkliche Ort als ein willkommener Zwischenraum im Leben seiner Bewohner. Traumwandlerisch streift die Frau aus Buenos Aires durch die ihr vage vertrauten Straßen. Dort, weit weg von zu Hause findet sie überraschend alte und neue Freundschaften – einen argentinischen Stipendiat aus Tucumán, Shanie Takahashi aus Tokio und Mario, den Professor für lateinamerikanische Philosophie. Vermeintlich einfach und schlicht erzählt die argentinische Autorin, die 1976 im Exil in Venezuela geboren wurde, von Verlust, Trauer, Glück und Zuversicht. Mit beeindruckender Leichtigkeit verbindet sie die Entwicklung ihrer Protagonistin mit dem empathischen, offenen Blick auf das Leben der anderen.

Eva-Christina Meier

**Carla Maliandi:** „Das deutsche Zimmer“. A. d. Span. von Peter Kultzen. Berenberg Verlag, Berlin 2019, 168 Seiten, 24 Euro

## Sieg der Biologie

Nicht, dass dieses Buch nicht ziemlich unterhaltsam wäre. Der Stil ist schnoddrig und schnell, die Icherzählerin nimmt sich selten ernst, außerdem erfährt man viel über eine in den achtziger Jahren geborene Generation, die dem allgemeinen Zwang, immer und überall erreichbar zu sein, aber nirgends Bindungen einzugehen, noch einigermaßen fremd gegenübersteht.

Und trotzdem ist man enttäuscht, wenn man „Mittwoch also“, den ersten Roman in deutscher Übersetzung der 1982 geborenen norwegischen Schriftstellerin Lotta Elstad, wieder aus der Hand legt, denn eigentlich, so verspricht es der Klappentext, hatte man einen „politischen Roman über das Recht auf Abtreibung“ erwartet. Lotta Elstads Heldin Hedda hat zeitgleich Job und Liebhaber verloren, und bei einer misslungenen Reise, die nach Athen hätte führen sollen, hat sie einen One-Night-Stand mit einem Aussteiger in Berlin, der erst dann endlich aufhört, Quark zu quatschen, als sie sich auszieht.

Zurück in Norwegen stellt sie fest, dass sie schwanger ist, will abtreiben und erfährt, dass in Norwegen neuerdings eine Bedenkfrist von drei Tagen vorgeschrieben wird. Was nun folgen könnte und was einen als Leserin durchaus interessiert hätte, nämlich das Nachdenken über Mutterschaft und Unabhängigkeit und all das, folgt leider in maximal homöopathischen Dosen. Statt dessen räsoniert die Erzählerin über die Männer: Den einen, den sie nicht bekommen konnte, und den anderen, den sie nach dieser einen Nacht einfach nicht mehr los wird. Das Ganze ist also nicht viel mehr als ein konventioneller Liebesroman über eine Frau, die mal Anhängsel und mal Femme fatale ist, je nachdem, ob der Mann scharf denken kann oder Blödsinn spricht.

Nur ab und an ist man ein wenig getrübt, wenn man Hedda beispielsweise in ihren toxischen Überlegungen zum norwegischen Sozialsystem folgt, zur Wahl ihres sterbenden Berufs (Journalistin) – oder einfach zum Sieg der Biologie, die sie am Ende in endlosen Schlaf zwingt, während sich ihr Kontostand ganz von selbst weiter Richtung null bewegt. Das ist durchaus witzig.

Susanne Messmer

**Lotta Elstad:** „Mittwoch also“. A. d. Norweg. von Karoline Hippe, Kiepenheuer & Witsch, Köln 2019, 292 Seiten, 18 Euro

## Erwachsene Scheidungskinder

„Alles löst sich auf wie der Pullover, den Mama mir vor Jahren gestrickt hat.“ Nachdem ihre Eltern die Scheidung verkünden, verändert sich das Leben von Liv und ihren beiden Geschwistern Ellen und Håkon schlagartig. Dabei war doch gerade noch alles so schön: Denn gemeinsam verbringt die Familie den 70. Geburtstag ihres Vaters an der italienischen Riviera – Eltern, Kinder, Eheleute und Kindschinder, alle sind sie dabei. Doch was eigentlich als gemeinsamer Erholungsurlaub gedacht war, endet im Einsturz der bisher als gegeben gegesehenen Familiendynastie.

Die Geschichte, die die norwegische Schriftstellerin Helga Flatland in „Eine moderne Familie“ erzählt, ist eigentlich banal. Eltern, die sich scheiden lassen, Kinder, die mit dieser Entscheidung hadern. Gleichwohl ist es anders, denn hier sind die Kinder bereits erwachsen, haben ihr eigenes Leben. Dass dies von der Entscheidung der Eltern trotzdem beeinflusst wird, ist es, was die Erzählung in Flatlands fünftem Roman ausmacht.

Alles löst sich auf wie der Pullover, den Mama mir vor Jahren gestrickt hat. Nachdem ihre Eltern die Scheidung verkünden, verändert sich das Leben von Liv und ihren beiden Geschwistern Ellen und Håkon schlagartig. Dabei war doch gerade noch alles so schön: Denn gemeinsam verbringt die Familie den 70. Geburtstag ihres Vaters an der italienischen Riviera – Eltern, Kinder, Eheleute und Kindschinder, alle sind sie dabei. Doch was eigentlich als gemeinsamer Erholungsurlaub gedacht war, endet im Einsturz der bisher als gegeben gegesehenen Familiendynastie.

Dabei liegt die Besonderheit in den verschiedenen Erzählperspektiven – abwechselnd bekommt man einen Einblick in das Leben der drei Geschwister. Liv, die als Älteste das traditionelle Familienleben mit Mann und zwei Kindern fortführt und nun, da die scheinbar unzerstörbare Beziehung, die ihrem Leben als Vorbild diente, scheitert, ihre eigene Ehe bedroht sieht. Ellen, die mit Ende dreißig erfolglos versucht schwanger zu werden – und Håkon, der als Jüngster schon einer neuen Generation angehört, in der Monogamie immer mehr zu einem gesellschaftlichen Relikt verkommt, das es zu boykottieren gilt.

Erst nach und nach wird deutlich, dass sich auch die Rollenverteilung verändert, wenn das Gesamtgefüge einer Familie auseinanderbricht. Wie Puzzleteile, die nicht mehr ineinandergreifen wollen, weiß hier niemand mehr, wie er sich dem Rest der Familie gegenüber verhalten soll. Statt miteinander zu sprechen, ziehen sich die Geschwister zurück, grübeln und grämen sich, bis auch ihr eigenes Leben von der elterlichen Entscheidung bedroht wird.

Die Probleme und Ängste, die Flatland ihren Figuren hier andichtet, lassen sich ohne Weiteres auf die „moderne Gesellschaft“ übertragen und zeigen, woran es am Häufigsten mangelt: Kommunikation.

Sophia Zessnik

**Helga Flatland:** „Eine moderne Familie“. A. d. Norweg. von Elke Ranzinger, Weidle Verlag, Bonn 2019, 308 Seiten, 25 Euro

Anzeige

**ANGST** erhöht den Herzschlag und lässt uns zittern. Sie setzt aber auch Kräfte frei und **MACHT STARK.**

DAS BEWEGT MICH!  
**PSYCHOLOGIE HEUTE**

Frankfurter  
**BUCHMESSE**  
Halle 3.0 / G 23



WWW.PSYCHOLOGIE-HEUTE.DE

sich auf, an der Riviera ist  
 olung mehr, der Vater sitzt  
 waltung, der Sohn in  
 n, toxischer Lebensstil und  
 Salzmarsch, vielleicht  
 ich alles, die Institutionen  
 eren bald nicht mehr, einer  
 er und alle spucken in  
 Becken.

das Gegenüber die Wahrheit sagt, halten wir ihn trotzdem für einen Lügner.

Diese recht maue Erkenntnis entwickelt Gladwell über 360 Seiten, denn er nimmt eine Menge Umwege, unter anderem über Hitler (natürlich!), über den Anlagebetrüger Bernard Madoff, über die als Mörderin verurteilte und dann freigesprochene Amanda Knox, und, besonders fehlgeleitet, über einen Vergewaltigungsfall an der Stanford-Universität im Jahr 2015. Da ist die Faktenlage eindeutig – ein junger Mann hat eine junge Frau vergewaltigt –, Gladwell aber spricht, damit der Fall in sein Schema passt, von einem „tragischen Missverständnis“.

Jan Jekal

**Malcolm Gladwell:** „Die Kunst, nicht aneinander vorbeizurennen“. Übers. v. J. Neubauer. Rowohlt, Hamburg 2019, 384 Seiten, 22 Euro

## Problematische Geschichten von Nichtmenschen

Am Anfang haben die Naturforscher die Tiere isoliert, das heißt, sie aus ihrem Lebenszusammenhang rausgeschossen und sezirt. Dann wurden sie naturgeschichtlich eingeordnet, wobei man sich die Entwicklung der Individuen einer Art mit dem kapitalistischen Konkurrenzprinzip erklärte: als „Survival of the Fittest“.

Mit den feministischen Biologinnen gelangte auch die „Symbiosenforschung“ in die Lehrbücher. Der Tierfilmer Volker Arzt fand dazu nun, ebenso wie der Ökologe Josef Reichholf und andere Naturforscher vor ihm, viele Beispiele aus der Tier- und Pflanzenwelt. Das ist sehr lehrreich, aber es reicht nicht: In einer Symbiose kooperieren mehrere Individuen, nicht selten aus unterschiedlichen Arten, sie sind außerdem stets in einem Biotop „embedded“, das wiederum von anthropozänischen Soziotopen umzingelt ist. All das gilt es in der Lebensforschung zu berücksichtigen – und mehr noch: Wir haben zigmillionen Romane, in fast allen geht es um sexuell konnotiertes Menschen und die Probleme, die dabei auftauchen, aber wir brauchen auch Tier- und Pflanzenromane, also die problematischen Lebensgeschichten von Nichtmenschen (und sei es nur, um den Anthropozentrismus zu demütigen).

Mit der Gentechnik und der Enzymatik hat sich die Biologie, ökonomisch erfolgreich, in Physik und Chemie aufgelöst, der verbliebenen organismischen Biologie muss es nun um eine „Ökologie ohne Natur“ gehen – ohne dieses Becken, in das alle spucken.

Das neue Buch über Symbiosen von Volker Arzt bewegt sich dort hin, zumal er auch erzählt, wie diese Fokussierung sich wissenschaftsgeschichtlich durchsetzte. Er bleibt jedoch auf halbem Wege stecken: Das ist nicht mehr die Isolierung von einem Individuum, aber die von „Partnerschaften“, die der Autor uns auch noch dummerweise mit Begriffen aus der Betriebswirtschaft erklärt.

Helmut Höge

**Volker Arzt:** „Kumpel & Komplizen. Warum die Natur auf Partnerschaft setzt“, Bertelsmann Verlag, München 2019, 368 Seiten, 25 Euro

## Ghandi und das Wohl der SUV-Fahrer\*innen

Fast zeitgleich sind zwei Bücher über Extinction Rebellion erschienen: Die im vergangenen Jahr in Großbritannien entstandene Bewegung reicht inzwischen bis nach Pakistan und Ghana und blockiert gegenwärtig auch massiv Berliner Straßen. Ziel ist es, durch zivilen Ungehorsam fundamentale Änderungen der aktuellen Wirtschaftsweise zu erreichen. Beide Werke eröffnen einen guten Zugang zu den zentralen Inhalten.

Das Büchlein „Hope dies – action begins“ ist eine Collage einer Aktionsgruppe in Hannover, das Handbuch „Wann wenn nicht wir“ versammelt internationale Stimmen und gibt darüber hinaus eine Fülle praktischer Tipps: Welches Essen eignet sich besonders gut zur Versorgung vielfältiger Großgruppen, was ist bei Festnahmen durch die Polizei zu tun? Alle Texte sind gut lesbar, viele vom Herzen her geschrieben, ohne aber kitschig zu sein. Die Bewegung Extinction Rebellion (XR) benennt schonungslos und radikal den Zustand der Welt: Wir befinden uns in einer „Krise, die, wenn wir sie weiterhin ignorieren, alles zerstören wird, was uns lieb und teuer ist: unsere Heimat, unsere Mitmenschen, unsere Ökosysteme und die Zukunft unserer Kinder.“

Die existierenden Institutionen sind unfähig oder unwillig, die Lage zu verbessern, unser Lebensstil ist toxisch für unsere

Mitwelt. Diese Wahrheit auszusprechen, Trauer, Schmerz, Wut und Scham zu spüren und doch die Chance für ein gemeinsames Zuhause Erde nicht aufzugeben, vereint die vielfältigen Aktivist\*innen. Gewaltfreiheit ist ihr Credo, das sie aus Ghandis Salzmarsch und der schwarzen Bürgerrechtsbewegung ableiten.

Der Ansatz ist inklusiv und will die Logik des Gegeneinanders und Rechthabens vermeiden: Auch das Wohl von SUV-Fahrer\*innen zählt. Viele Autor\*innen setzen auf eine Vertiefung der Demokratie durch repräsentative Bürgerversammlungen. Eine inspirierende, aktivierende Lektüre.

Annette Jensen

**S. Kaufmann, M. Timmermann, A. Botzki:** „Wann wenn nicht wir“. Ein extinction rebellion Handbuch“. S. Fischer Verlag, Frankfurt 2019, 256 Seiten, 12 Euro

**Extinction Rebellion Hannover:** „Hope dies – Action begins. Stimmen einer neuen Bewegung“. Transcript Verlag, Bielefeld 2019, 95 Seiten, 7,99 Euro

## Ausweichender Blick, stottriges Sprechen

Der kanadische Journalist Malcolm Gladwell hat noch nie ein Buch geschrieben, das nicht zum Bestseller wurde. Zwar widmet er sich schwer greifbaren Themen aus der Sozialpsychologie, er tut dies aber auf

äußerst gefällige Weise. Seine Bücher sind Aneinanderreihungen von Anekdoten, hier und da von behutsamen Verweisen auf (tendenziös ausgewählte) Fachliteratur durchbrochen, und in jedem dritten Absatz hilft ein Metakommentar mit der Orientierung: Hier sind wir nun, das ist das Problem, da wollen wir hin.

Nicht selten und in seinem neuen Buch, „Die Kunst, nicht aneinander vorbeizurennen“, ganz besonders, konstruiert Gladwell banale Gemeinplätze zu „Rätseln“, deren „Lösungen“ am Ende seiner umständlichen Exkursionen stehen. Die abschließende Erkenntnis ist zwar eine, die man vor der Lektüre längst hatte; sie wird jedoch durch das temporeiche Herumirren des Autors – und sein Insistieren, dass hier gerade Rätsel gelöst werden – als bahnbrechend verkauft.

Das sind die beiden sogenannten Rätsel des neuen Buchs: 1. Warum sind wir nicht in der Lage, zu erkennen, wenn uns ein Fremder ins Gesicht lügt? 2. Warum verstehen wir einen Fremden manchmal schlechter, wenn wir ihn persönlich kennenlernen?

Gladwell schreibt, dass wir nun einmal standardmäßig davon ausgingen, dass unser Gegenüber die Wahrheit sage, denn das mache unser Leben leichter. Zudem haben wir uns auf stereotype Verhaltensweisen geeinigt, die auf einen lügenden Menschen schließen lassen (ausweichende Blicke, stottriges Sprechen) – liegen diese nicht vor, erkennen wir einen Lügner nicht. Schlimmer sogar, liegen diese vor, obwohl

Anzeige

**GROSSELTIERLICHE LIEBE  
 UND DER NIEDERGANG  
 EINES GRANDHOTELS IN DEN  
 NORWEGISCHEN BERGEN**

VOM AUTOR DES BESTSELLERS  
 »CHORAL AM ENDE DER REISE«

ERIK FOSNES HANSEN **Ein Hummerleben**

ROMAN

Gebunden  
 € 10,24,-  
 Verfügbar auch  
 als eBook  
[www.kwi-verlag.de](http://www.kwi-verlag.de)

Kiepenheuer & Witsch

Große Lesereise in Deutschland – Termine unter [www.kiwi-verlag.de/FosnesHansen](http://www.kiwi-verlag.de/FosnesHansen)

Sie wählen gegen jede Vernunft und oft sogar gegen ihre eigenen Interessen. Doch was tut man mit AfD-Wählern, die mit Sachargumenten nicht erreichbar sind? Eva Walther hat die psychologischen Mechanismen der AfD und ihrer Wählerschaft untersucht, um schließlich über Prävention nachzudenken



AFDler machen sich's zunehmend in der Mitte der Gesellschaft gemütlich  
Foto: Dagmar Schwelle/laif

# Es gibt eine Radikalisierung

Von Sabine am Orde

**taz: Frau Walther, Sie haben die AfD und ihre WählerInnen psychologisch betrachtet. Was trägt das zum Verständnis bei?**

**Eva Walther:** Die Idee entstand gemeinsam mit Studierenden in einem Psychologieseminar an der Uni Trier. Wir wollten verstehen, warum die Leute AfD wählen. Und sind dabei auf drei verschiedene Konfliktlinien gestoßen, eine ökonomische, eine identitätsbezogene und eine Vertrauenslinie, die an deprivierten, also nicht erfüllten menschlichen Bedürfnissen ansetzen. Das erste ist das Bedürfnis nach existenzieller Versorgung und materieller Sicherheit. Der gesellschaftliche Hintergrund sind die Finanzkrise und die sozi-

ale Ungleichheit. Das Gefühl von materieller Sicherheit ist ja nie ein absolutes, sondern hängt vom Vergleich mit anderen ab. Manche haben das Gefühl, dass man selbst zu kurz kommt.

**Geht es nur um ein Gefühl?**  
Nein, es gibt auch eine tatsächliche Unterfütterung, schließlich wächst zum Beispiel der Niedriglohnsektor in Deutschland. Und ein Teil der AfD, der Flügel um Björn Höcke, versucht hier anzuknüpfen, etwa mit dem Angebot exklusiver Sozialleistungen für Passdeutsche.

**Zahlreiche Untersuchungen zeigen, dass nicht nur die sogenannten Abgehängten AfD wählen.**

In unserer zweiten Konfliktlinie geht es um Menschen, die sich nicht mehr wertgeschätzt fühlen. Die Gesellschaft hat sich durch Liberalisie-

rung und Modernisierung so verändert, dass viele althergebrachten Quellen der Wertschätzung nicht mehr existieren: Das Familienoberhaupt, die enge Bindung an einen Betrieb, das gibt es nicht mehr. Die Strukturen sind flexibel und globalisiert. Hier sind Konservative anfällig, die nicht die Vergangenheit wiederhaben wollen, sondern sogar eine schönere Vergangenheit. Sie spricht die AfD zum Beispiel durch die Leugnung des Klimawandels oder durch ihre Geschlechterpolitik an. Die Heterogenität der Partei ist auch Programm, um ganz unterschiedliche Wählerinnen und Wähler zu gewinnen.

**Und die dritte Linie?**

Da geht es um die, die lange nicht mehr wählen waren, die enttäuscht und wütend sind. Denen wird das Angebot gemacht, den etablierten Parteien den Marsch zu blasen.

**Und das Bedürfnis nach Sicherheit?**

Das ist aufgeteilt. Zum einen geht es um materielle Sicherheit, die gehört in die erste Linie, und um Vertrauen in die Politik, das in die dritte gehört. In dieser geht es darum, enttäuschte, ängstliche und wütende Menschen anzusprechen. Da bietet die AfD vermeintliche Kontrolle an, etwa dadurch, die Flüchtlinge draußen zu lassen. Bei allen Heterogenitäten gilt: Das Ausgrenzende eint alle in der Partei. Das ist der Kern, die anderen Dinge werden für unterschiedliche Wählergruppen drumherum gruppiert.

**Setzt die AfD psychologische Faktoren geschickter ein als andere Parteien?**

Ich würde nicht von geschickter sprechen, sondern eher von effektiv. Sie setzt sehr effektiv auf emotionale Faktoren und delegitimiert rationales Denken, zum Beispiel in der Klimapolitik.

**Wie kann man dem beikommen – mit Fakten vermutlich nicht?**

In einer Podiumsdiskussion auf keinen Fall. Die AfD versucht nicht durch Argumente zu überzeugen, sondern durch gezielte Normüberschreitungen Stimmung zu machen und negative Emotionen zu legitimieren. Sie versuchen, sich als Opfer oder Helden zu stilisieren. Das sind Narrative, die psychologisch sehr wirksam sind. Da kann man mit sachlichen Gegenarrativen wenig ausrichten.

**Und jenseits von Talkshows? Die AfD bietet ja wenig Antworten auf die Herausforderungen unserer Zeit.**

Kommen wir noch mal auf Selbstwertschätzung und Identität zurück. Wenn Sie das Gefühl haben, ihre Lebensleistung und ihre soziale Gruppe werden nicht wertgeschätzt und dann kommt eine Partei, die sagt: Es ist ein Wert an sich, Deutscher zu sein, es ist ein Wert an sich, in einer bestimmten Region zu leben: Das ist eine Aufwertung, die einen positiven psychologischen Effekt bewirkt, der völlig unabhängig von Sachpolitik ist. Auch die Abwertung von Minderheiten geht häufig mit einer hydraulischen Aufwertung der eigenen Gruppe einher. So erzeugt die AfD gute Gefühle, Selbstaufwertung, Sachargumente sind dagegen

aber am eingebauten Privileg der weißen Männer wird doch ein wenig gerüttelt. Die AfD bedient am besten das Bedürfnis der Männer, wieder Status und Macht selbstverständlich für sich zu reklamieren. Und der Heldenmythos, mit dem sich Männer wie Höcke umgeben, spielt natürlich auch eine Rolle.

**Wie erklären Sie als Psychologin die Radikalisierung, die wir bei einzelnen Personen sehen, aber auch im gesellschaftlichen Prozess?**

Radikalisierung hat ja etwas mit Normenverschiebung zu tun, und die betreibt die AfD systematisch und sehr effektiv. Es werden Dinge legitimiert, die gesagt oder getan werden dürfen, die früher sanktioniert worden wären. Das kann man als Radikalisierung bezeichnen oder als Verschiebung des politischen Koordinatensystems. Was man heute als rechts bezeichnet, wäre früher noch rechtsradikal gewesen.

**Positionen wie die von Alfred Dregger oder Manfred Kanther gehörten früher selbstverständlich zur CDU.**

Stimmt, es gab diese CDU-Politiker nah an der rechten Wand, Strauß gehörte ja auch dazu. Aber es war keine Bewegung, wie das heute der Fall ist. Die AfD wird von einer rechten Bewegung getragen, zu der Pegida, die Identitären, die Ein-Prozent-Bewegung gehören. Politik materialisiert sich ja, wenn sie die Massen ergreift. Und diese rechte Massenbewegung, die gab es damals nicht. Zudem ist zentral, dass die Äußerung von rechtsradikalen Meinungen in vielen Kreisen heute als legitim gilt. Dass rechte Politik hoffähig geworden ist. Und dass rechtsintellektuelles Gedankengut die Gesellschaft zunehmend durchdringt. Und das würde ich auf jeden Fall als Radikalisierung bezeichnen. Da muss man gegenhalten.

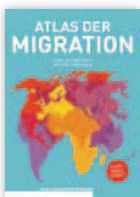
Eva Walther



Jahrgang 1964, ist Professorin für Psychologie und leitet die Abteilung Sozialpsychologie an der Universität Trier. Gemeinsam mit Simon D. Isemann hat sie das Buch „Die AfD – psychologisch betrachtet“ herausgegeben.

Anzeige

## ROSA LUXEMBURG STIFTUNG AUF DER FRANKFURTER BUCHMESSE



Florian Weis, Johanna Bussemer, Christian Jakob, Wenke Christoph, Stefanie Kron, Dorit Riethmüller, Franziska Albrecht (Hrsg.)

**ATLAS DER MIGRATION**  
Daten und Fakten über Menschen in Bewegung  
50 Seiten, Broschur, Juni 2019

Download und Bestellung **DEUTSCH**  
[www.rosalux.de/publication/id/40425](http://www.rosalux.de/publication/id/40425)

Download und Bestellung **ENGLISCH**  
[www.rosalux.de/en/publication/id/40425](http://www.rosalux.de/en/publication/id/40425)

**SCHICKSAL TREUHAND - TREUHAND-SCHICKSALE**  
Das Begleitbuch zur Ausstellung der Rosa-Luxemburg-Stiftung  
120 Seiten, Broschur, August 2019  
ISBN 978-3-948250-04-1

Download: [www.rosalux.de/publication/id/40866](http://www.rosalux.de/publication/id/40866)



Besuchen Sie uns am Stand der Rosa-Luxemburg-Stiftung Halle 3.1/G50 auf der Frankfurter Buchmesse!

Messeveranstaltungen: Samstag, 19.10.19  
[www.rosalux.de/news/id/41036](http://www.rosalux.de/news/id/41036)

# Die eigenen Leute

Steffen Mau und Ilko-Sascha Kowalczuk beleuchten ihre ostdeutsche Herkunft und gehen der Frage nach, wie aus dem Momentum des Aufbruchs ein Gefühl des Scheiterns werden konnte

Von Anja Maier

**A**ls vor kurzem Sigismund Jähn starb, entbrannte medial eine hitzige Debatte darüber, ob der erste Deutsche im All und einstige Generalmajor der Nationalen Volksarmee überhaupt zum Helden taugte. Im Osterliner Roten Rathaus war gerade erst das Kondolenzbuch für den – fast ausschließlich im Osten prominenten – Verstorbenen ausgelegt, da schrottete der Historiker Ilko-Sascha Kowalczuk mit einem grimmigen Text im *Tagesspiegel* das zart erblühende Wirgefühl.

„Sigismund Jähn verkörperte das DDR-System“, schrieb Kowalczuk. Deshalb taugte der – als Person zweifellos bescheidene, als propagandistische Erzählfolie jedoch stets zu Diensten gewesene – Mann nicht zum Vorbild. Im Gegenteil, Jähn sollte vielmehr „als Anschauungsbeispiel dafür dienen, dass sympathische, leise, bescheidene Menschen trotzdem eine menschenverachtende, laute, gewaltvolle Diktatur stützen und verteidigen können“.

Es war ein klassischer Kowalczuk-Text: meinungsstark, pointiert, faktengeprägt. Dieser publizistische Angang, das Politische stets auch persönlich zu spiegeln und zu brechen, eignet in diesem Wendeherbst-Jahr gleich zwei aktuellen Sachbüchern. Mit „Die Übernahme. Wie Ostdeutschland Teil der Bundesrepublik wurde“ zieht Ilko-Sascha Kowalczuk eine sehr lesenswerte Bilanz, was in diesen Wendezeiten tatsächlich passiert ist. Und er geht der Frage nach, auf welche Weise sich der Osten bis heute vom Westen unterscheidet und warum zwischen Suhle und Saßnitz Populisten und Extremisten so erfolgreich sein können.

In zwölf Kapiteln schreitet Kowalczuk die Bereiche des Umbruchs ab: vom „Letzten Jahr der DDR“ über „Die soziale Katastrophe“ Anfang der Neunziger, den Eliten austausch, die Abwanderung bis hin zum „unverstandenen Osten“. Er schmeichelt niemandem, leistet sich widersprüchliche Haltungen und Gefühle und unterlegt das Behauptete mit unzähligen Fakten.

Das zweite Buch kommt von dem Rostocker Steffen Mau. In „Lütten Klein“ beschreibt der Soziologe das „Leben in der ostdeutschen Transformationsgesellschaft“. Der 50-jährige begnügt sich nicht mit der ja im Grunde hinlänglich bekannten Geschichte des Mauerfalls und der



Lütten Klein, 1976, kein Arbeiterschließfach, sondern modernes Wohnkonzept? Foto: Frank Sorge/CARO/ullstein bild

Schilderung jener Umbrüche, Einschnitte und Verletzungen, die den Ostdeutschen mittlerweile als „Lebensleistung“ in Rechnung gestellt werden und die ihnen das Gefühl vermitteln mögen, sie hätten damals, 1990, schon die richtige Entscheidung getroffen. Nein, Mau zieht das Bild deutlich größer.

„Die Bilanz der Einheit“, schreibt er gleich zu Beginn, „ist nicht nur durchwachsen, sie ist auch widersprüchlich. Selbst Individuen wirken oft innerlich gespalten, wenn man sie auffordert, ihre persönliche Situation zu schildern – manch einer entpuppt sich gar als frustrierter Zufriedener oder als glücklicher Enttäuschter.“

Ebenso wenig, das stellt er klar, wolle er sich an jenem Schulterklopfen beteiligen, „dem sich alle Jubeljahre die Führungskräfte dieses Landes hingeben und dabei übersehen, dass viele Probleme in Ostdeutschland nicht nur Erblasten des Staatssozialismus sind, sondern im

## Man hat die Namen dieser als Unorte begriffenen Städte im Ohr

Zuge der Vereinigung und Transformation reproduziert, verstärkt oder gar hergestellt wurden“. Wäre der umstrittene Sigismund Jähn nicht vor Erscheinen von „Lütten Klein“ verstorben, läge die Idee nahe, auch Mau unternehme hier den Versuch, die Widersprüchlichkeit des realsozialistischen Menschen an dessen Person zu erklären.

Die DDR, darauf besteht Mau und das belegt er auch, war demnach nicht nur ein repressives Land, dessen BürgerInnen am Ende dieses 40 Jahre währenden Sozialismusprojekts mehrheitlich in nischenbasierte Lethargie verfallen waren. Politische Teilhabe war bis zum Ok-

tober 1989 weder erwünscht noch führte sie zu Veränderungen. Aber die DDR war eben auch für jene, die dort gelebt haben, eine Gesellschaft weitgehender Unterschiedslosigkeit.

Das Gleichsein wurde dann nach dem Fall der Mauer sozial, kulturell und marktwirtschaftlich in sein glattes Gegenteil gedreht. Der Osten – in dem der Bezirksparteisekretär neben der Krankenschwester wohnte, der hauptamtliche Stasi-Mitarbeiter im selben Haus wie der Pfarrer – sei durch die deutsche Einheit zu einer „fraktionierten Gesellschaft“ geworden. Leute, die erfahren hatten, dass Geld nicht die entscheidende Rolle spielt in ihrem Leben, waren plötzlich angehalten, sich als fitte Marktteilnehmer zu verstehen.

Der ganze historische Vorgang war zugleich verstärkt von unzähligen Endpunkten, ökonomischen und damit immer auch persönlichen Niederlagen. Treuhand, Ma-

nagement-Buy-out, Übernahmen – man kennt die Geschichten. Aber will man sie noch hören? Ist es nicht mal gut langsam? Nein, ist es nicht. Mau erklärt, warum das Vergangene nicht vergehen kann, solange es in eine gesplante Gesellschaft führt.

Der Ort, an dem Steffen Mau sein Stück DDR erfahren hat, heißt Lütten Klein. Das Neubauviertel in Rostock ist ein betont gewordenes Zeugnis dieser Idee von Gleichheit und Fürsorge durch einen Staat, von dem seine Gründer gehofft hatten, jeder und jede würde sich ihm anvertrauen wollen. Lütten Klein ist eine jener am Reißbrett entworfenen Idealstädte, in denen Arbeit und Leben der sozialistischen Menschengemeinschaft ihren Platz finden sollten. 26.000 Menschen lebten dort, heute sind es noch 17.000.

Man hat die Namen dieser mittlerweile mitunter als Unorte begriffenen Städte im Ohr: Hoyerswerda, Eisenhüttenstadt, Schwedt an der Oder, Halle-Neustadt. Es sind heute Gegenden, die mit ihrem harten Image zu kämpfen haben – Mau verwarft sich ausdrücklich gegen abfällige Bezeichnungen wie Platte, Fickzelle, Arbeiterschließfach. Zu ihrer Zeit waren die Neubaugebiete gelebte Moderne für arbeitende Menschen mit Kindern und Interessen. Heute werden dort die sozialen Ränder vermutet – was nicht zwangsläufig stimmt. Schon gar nicht in einer Stadt am Meer wie Rostock.

Mau ist in Lütten Klein zur Schule gegangen, er hat dort seine Kindheit und Jugend verbracht, in den achtziger Jahren nahm ihn ein Freund mit zu einem Gottesdienst, den ein gewisser Joachim Gauck abhielt. Und als die Zeiten unruhig wurden, schob Mau als NVA-Soldat Wache vor der Kaserne in Schwerin. Mittlerweile ist er Professor an der Humboldt-Universität in Berlin.

Auch Ilko-Sascha Kowalczuk hat es beruflich geschafft. Geboren 1967 in Ostberlin, gehört er jener Generation an, die durch das Ende der DDR tatsächlich befreit worden sind. Viele in den sechziger Jahren geborene Ostdeutsche sind Nutznießer dieser historisch einmaligen Situation. Sie sind es auch, die authentisch Kunde tun können vom Gewesenen und Erfahrenen.

Auch wenn sich drei Jahrzehnte danach manche Erinnerung verschoben, verdunkelt oder vergoldet haben mag – diese Gesellschaft muss eine respektable sein, die kluge Köpfe wie Mau und Kowalczuk nicht nur hervorgebracht, sondern auch zum Erzählen ermächtigt hat.

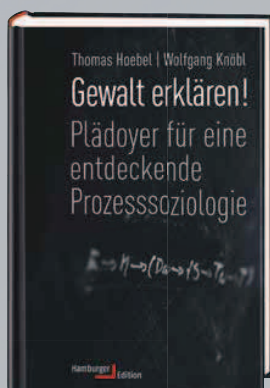


**Ilko-Sascha Kowalczuk:** „Die Übernahme. Wie Ostdeutschland Teil der Bundesrepublik wurde“. C. H. Beck, München 2019, 319 Seiten, 16,95 Euro



**Steffen Mau:** „Lütten Klein. Leben in der ostdeutschen Transformationsgesellschaft“. Suhrkamp Verlag, Berlin 2019, 284 Seiten, 22 Euro

Anzeige



**Die soziologische Gewaltforschung stagniert, neue Forschungsimpulse sind gefragt. Denn: Gewalt ist erklärungsbedürftig!**

Die Autoren plädieren für prozessuale Erklärungen von Gewalt, die nicht nach dem »Warum« fragen, sondern dem »Wie« auf den Grund gehen.

Geb. | 224 S. | € 22,- | ISBN 978-3-86854-335-3  
Auch als E-Book erhältlich

Leseprobe und Bestellung:  
[hamburger-edition.de](http://hamburger-edition.de)

Verlag des Hamburger Instituts für Sozialforschung **Hamburger Edition** 25 Jahre

Deutscher Verlagspreis 19

## Radikale Utopien für das digitale Zeitalter

»Wir sind der Markt kommt genau zum richtigen Zeitpunkt.«  
Jaron Lanier und Vitalik Buterin

»Es ist nichts anderes als ein Leitfaden, wie man die liberale Demokratie schützen kann.«  
Financial Times



€ 24,00 | ISBN 978-3-8062-4022-1

wbg Wissen Bildung Gemeinschaft

wbg-wissenverbindet.de

# Schlag ins Gesicht

David Wallace-Wells beschreibt die Hölle, die der Klimawandel hinterlassen wird. Bernd Ulrich versucht zu skizzieren, was der Klimawandel in unseren Köpfen auslösen sollte, und will den Weg zu einer radikal anderen, ökologischen Politik weisen

Von Stefan Reinecke

Seit knapp 30 Jahren wissen wir, dass CO<sub>2</sub> das Klima radikal verändert. Bei Konferenzen wurden Verträge geschlossen, es wurden Ziele fixiert, Wind- und Solaranlagen installiert, und für Moral Empfänger fliegen seitdem mit ein bisschen schlechtem Gewissen in Urlaub. Die Hälfte des Kohlendioxids in der Atmosphäre, 820 Gigatonnen, wurde in die Luft gepustet, seit wir wissen, wohin all das führt. Die Erdbevölkerung ist so eng untereinander vernetzt wie nie zuvor, sie ist technisch so innovativ und wohl auch so aufgeklärt wie nie zuvor – und rennt sehenden Auges ins Verderben. Wir haben es mit einem schwindelerregenden Widerspruch zwischen Wissen und Handeln zu tun, der eine fundamentale Krise der Vernunft und Rationalität aufzeigt.

Den Wert von 820 Gigatonnen zitiert der US-Journalist David Wallace-Wells in seinem Buch „Die unbewohnbare Erde“. Es könnte auch heißen: „I want you to panic“. Wallace-Wells kompiliert aus den gängigen wissenschaftlichen Szenarien die jeweils schlimmste Variante und führt ein Dante'sches Höllenszenario vor, in dem Südeuropa zur Wüste wird, die Alpen trocken wie der Atlas werden und weltweit die Strände im Meer verschwinden. Das ist ein legitimes Mittel der Aufklärung, weil die professionellen Autorinnen der Klimaprognosen dazu neigen, das Gegenteil zu tun – nämlich zu untertreiben, um ja nicht als Panikmacher zu gelten, die die gebotene wissenschaftliche Zurückhaltung grellen Effekten opfern.

Man weiß in etwa, welche Katastrophenszenarien drohen, wenn die globale Temperatur um 2 Grad steigt – noch beunruhigender ist, was man nicht weiß. Das Klima ist abhängig von so vielen komplexen Variablen, dass es sich präzisen Prognosen entzieht. Es kann unkalkulierbare Rückkopplungseffekte geben. Wenn der Permafrostboden auftaut und Unmengen Methan freigesetzt werden, können alle Bemühungen, den Klimawandel zu stoppen, Asche werden. Ähnliches gilt für die Erwärmung der Meere, die weniger Kohlendioxid binden etc.

Um nicht als erleuchteter Wanderprediger zu gelten, arbeitet Wallace-Wells mit einem bekann-



Brennender Regenwald am Amazonas. Andere Umweltkatastrophen laufen weniger sichtbar ab  
Foto: Ricardo Belief/Brazil Photos/LightRocket/Getty

ten wirksamen Kniff: Er ist eigentlich gar kein Öko, der die Natur mehr liebt als seine Artgenossen, sondern ein All-American Boy, der gern Burger isst und mit dem Auto über den Highway brettert. Er hat einfach nur die Skizze, die die Wissenschaft vorlegt hat, ausgemalt. „Die unbewohnbare Erde“ ist mitunter redundant, der Ausflug in Kulturkritik und politische Theorie etwas zäh. Die Versuche, das monochrome Untergangsszenario durch mutmachende Appelle aufzuheben, für einen US-Autor wohl unvermeidlich, unterfordern intellektuell. Doch ansonsten wirkt dieses Buch genau so, wie es wirken will: wie ein Schlag ins Gesicht.

Wie verändert das existenziell bedrohliche Auftauchen des Play-ers Natur das politische Geschäft? Mit dem Klima kann man nicht verhandeln, schreibt der Zeit-Journalist Bernd Ulrich, und so etwas ist in der Politik nicht so recht vorge- sehen. Das bundesdeutsche Mitte-Modell, das Merkel perfektionierte, kann pragmatisch auf Krisen reagieren, ist aber dafür unbrauchbar, eine Katastrophe, die noch

## Der liberale Pragmatismus passt nicht zur Ethik des Klimawandels

kommt, in ihre politische Mechanik zu integrieren. Deshalb wird die Distanz zwischen dem, was nötig ist, und dem, was Konsenspolitik kann, immer größer.

„Alles wird anders“ will den Weg zu einer radikal anderen ökologischen Politik weisen. Es stimmt ja: Wir bräuchten jetzt sofort „weniger Öl, weniger Kohle, weniger Dünger, weniger Fleisch, weniger Fliegen“ (Ulrich) und bald den kompletten Ausstieg aus der fossilen Wirtschaft – und haben das Klimapaket. Je später der Ausstieg kommt, umso schwieriger wird er. Denn die Vorbehalte, die heute radikale Maßnahmen verhindern (nutzt der AfD, schadet der Exportindustrie, die üblichen Lobbygruppen rebellieren etc.) werden in 10, 20 Jahren noch heftiger sein.

Wenn es klimabedingt mehr Migration gibt, der Staat für durch Klimawandel verursachte Schäden zahlen muss und die Weltwirtschaft unter klimabedingten Krisen leidet, wird alles, was heute schwierig ist, noch schwieriger.

„Wenn der Methankreislauf in Gang kommt, dann herrscht auch in westlichen Demokratien nicht mehr Freiheit, sondern blanke Panik. Freiheit hat ein Verfallsdatum“, so Ulrich. Der liberale Pragmatismus, die Allzweckwaffe bundesrepublikanischer Politik, passt nicht zur Ethik des Klimawandels.

Nicht zufällig zählt die Kritik des Merkelsismus zu den überzeugenden Passagen des Textes. Ulrich hat sich vom Merkel-Fan zum Kritiker gewandelt, der nun ein bisschen Öko und Atomausstieg für die mattgrüne Oberfläche hält, die für ein gutes Gewissen sorgen sollte. Die eigene Erleuchtung inklusive Veganismus als wegweisend zu inszenieren ist ein rhetorischer Be- glaubigungskniff, allerdings kein so effektvoller wie der von Wallace-Wells. „Meine eigene späte Etablierung als Journalist verlief parallel

zur ersten zaghaften Ökologisierung der Republik.“ Solche Kurzschlüsse zwischen Biografie und Geschichte plus viel Ich sind vielleicht typisch für Journalismus, dem in digitalen Zeiten seine Bedeutung unsicher geworden ist.

„Alles wird anders“ ist eine Art langer Leitartikel, flott geschrieben, manchmal angemessen sarkastisch, aber ohne Tiefenbohrungen. Wenn die liberalen Demokratien im Westen trotz aufrüttelnder Greta-Ansprachen strukturell versagen, brauchen wir dann eine Expertendemokratie? Wie sähe die demokratisch akzeptable aus?

Allzu nonchalant klingt das Resümee. Ob wir eine kulturelle Revolution in Richtung Verzicht brauchen oder ob es reicht, Markt und Kapitalismus zu dekarbonisieren, das weiß Ulrich irgendwie auch nicht. Dieses Achselzucken ist allzu lässig. Das politisch zentrale, theoretisch knifflige Problem beginnt erst danach. Gibt es Marktwirtschaft und Kapitalismus ohne Wachstumszwang? Und wie kommen wir dorthin, ohne dass die Gesellschaft kollabiert?



David Wallace-Wells: „Die unbewohnbare Erde. Leben nach der Erderwärmung“. Aus dem Englischen von Elisabeth Schmalen. Ludwig Verlag, Kiel 2019, 336 Seiten, 18 Euro



Bernd Ulrich: „Alles wird anders. Das Zeitalter der Ökologie“. Kiepenheuer und Witsch, Köln 2019, 224 Seiten, 16 Euro

Anzeige

taz **abo**

Weitere  
Prämien\* unter  
taz.de/praemien  
T (030) 25 90 25 90  
abomail@taz.de

taz Verlags- und Vertriebs-GmbH, Friedrichstraße 21, 10969 Berlin

Aboprämie\*: 40 Jahre taz Buch, während des „Deutschen Herbstes“ war die Zeit reif für eine Gegenstimme. Also wurde die taz gegründet, ohne Kapital und in Selbstverwaltung. Unser 40-Jahre-Buch ist voller Geschichte, Geschichten und außergewöhnlicher Titelblätter. Großformat, Hardcover gebunden, 400 Seiten.



## Drei in einem Abo<sup>+</sup>

- + taz die tageszeitung – täglich unabhängiger Journalismus
- + taz am Wochenende – umfangreich, hintergründig, unterhaltsam
- + Le Monde diplomatique – internationale Politik, einmal im Monat

### Abonnieren Sie mehr als eine Zeitung!

Entdecken Sie die Blogs auf taz.de, taz gazette, taz bewegung, taz mixtape.

Ein taz Abo kostet 52,90 €/Monat (Standardpreis) oder 64,90 €/Monat (Politischer Preis). Wer wenig hat zahlt unseren ermäßigten Preis von 33,90 €/Monat (leider ohne Prämie).

**Die digitale taz in der App können Sie für nur 1€/Woche zubuchen!**

\*Eine Prämie erhalten Sie bei Bestellung eines unbefristeten Abos zum Standard oder Politischen Preis mit einer Mindestlaufzeit von einem Jahr, zzgl. Porto bei Versand ins Ausland.

# Rosa Drachen und bewegte Abende

Ingild Richardsen erzählt ein fast vergessenes Stück Emanzipationsgeschichte und porträtiert die glamourösen Schlüsselfiguren der Münchner Frauenbewegung des ausgehenden 19. Jahrhunderts: Künstlerinnen, die öffentlichkeitswirksam Stil und Sexualität verhandelten

Von Jenni Zyika

Ein Skandal in Form eines rosa Seepferdchens. Besser gesagt, eines Seegauls; vielleicht sollte es gar einen Drachen darstellen, was da 1898 ornamental an der Hauswand des Münchner Fotoateliers Elvira verwirgt wurde: In quetschbunten Farben hatte sich der Jugendstilarchitekt August Endell dem „Polypenrokoko“ hingegeben. Münchens gehobene Gesellschaft war fassungslos. Es heißt, die Bauarbeiter hätten sich während des Baus nicht in die umliegenden Kneipen getraut, aus Angst vor dem Spott der Anwohner\*innen.

Dabei vollzog sich der eigentliche „Skandal“ eher innerhalb des Gebäudes: Das „Hof-Atelier Elvira“ wurde von Sophia Goudstikker und Anita Augspurg geführt, zwei Fotografinnen im Männerberuf. Zudem lebten sie in einer Partnerschaft. Zu-

dem trugen sie ihr Haar kurz. Zudem waren sie Schlüsselfiguren der Münchner Frauenbewegung des ausgehenden 19. Jahrhunderts. Ingild Richardsens Spurensuche „Leidenschaftliche Herzen, feurige Seelen“ porträtiert diese Frauen und viele andere, deren Namen weit weniger im kollektiven (und feministischen) Bewusstsein verankert sind als ihre Nachfolgerinnen der zweiten Welle der Frauenbewegung Ende der 60er Jahre.

Denn es geht bei der über 100-jährigen Geschichte der „Women's Lib“ natürlich auch um Sichtbarmachen: Außer Material über Augspurg und Goudstikker hat die Autorin Dokumente, Briefe, Zeitungsartikel und Bücher über meist aus „gutem Hause“ stammende Frauenrechtskämpferinnen wie Carry Brachvogel, Gabriele Reuter und die Dramatikerin Elsa Bernstein ausgewertet. Letztere schaffte im Jahr 1893 ein Novum: Ihr Theaterstück „Dämme-

rung“ wurde an der „Freien Bühne“ in Berlin zur Aufführung gebracht – ein modernes, dem Naturalismus verhaftetes Drama, das nicht etwa nur den Mann, sondern vor allem „die bürgerliche Frau“ als Gegner\*in der „modernen“, nämlich emanzipierten Frau adressierte. Der bis heute hässlich als „Stutenbissigkeit“ bezeichnete Neid untereinander, die Unvereinbarkeit der freiwillig abhängigen „alten Frau“ und der „neuen Frau“ seien ein mindestens ebenso großes Problem wie die

**Die Unvereinbarkeit der freiwillig abhängigen „alten Frau“ und der „neuen Frau“ sei ein mindestens genauso großes Problem**

selbstverständliche Misogynie in der Mehrheitsgesellschaft.

Richardsen erzählt von den Freundschaften innerhalb des Münchner Zirkels, von der Besonderheit des Ortes – das Königreich hatte eine eigene Rechtsprechung – und davon, wie das politische Denken und Handeln der Beteiligten den Tenor der Umgebung aufnahm und beeinflusste, ebenso sämtliche „sozialen“ Bereiche zwischen Kindererziehung und Vereinsmeierei: Eine „Gesellschaft zur Förderung der geistigen Interessen der Frau“, zu der zeitweilig gar ein paar Männer gehörten (!) und deren Vorsitz Augspurg innehatte, wollte durch Diskussionen „die Ideen der Frauenbewegung in weite Kreise tragen“. Und durfte sich doch, wie damals alle bayerischen Frauenvereine, qua Gesetz nicht mit politischen Dingen befassen. Ein schwieriger Spagat – Frauenrechte sind Menschenrechte und damit politisch.

Es ging den Aktivistinnen, wie heute immer noch, um Bildung, Mitgestaltung und das Auflösen von Vorurteilen. Landesweit organisierten sie Diskussionen, unter anderem über das Thema „Kann die Frau philosophieren?“ – und Richardsen zitiert einen begeisterten 21-jährigen Thomas Mann, der den damals von Ilka Freudenberg gehaltenen Vortrag zusammenfasste: „Es war ein wild bewegter Abend, sogar ein Universitätsprofessor griff ein, und das Ergebnis war die sieghafte Bejahung der Frage, ob Frauen philosophieren können.“

Ingild Richardsens Buch gibt einen umfassenden Überblick über die Jahre zwischen 1890 und der Machtübernahme der Nazis, deren „Frau an den Herd“-Politik zum Erliegen sämtlicher Aktivitäten führte. Der rosa Elvira-Drache auf grünem Grund wurde folgerichtig 1937 auf Geheiß Hitlers abgeschlagen.



**Ingild Richardsen:** „Leidenschaftliche Herzen, feurige Seelen“. Wie Frauen die Welt veränderten“. S. Fischer, Frankfurt 2019, 368 S., 22 Euro

Anita Augspurg (l.) und Sophia Goudstikker (r.) beim Internationalen Frauenkongress, 1895  
Foto: ulstein bild



## Das Selbstverständnis der Gesellschaft

Die deutsche Kolonialgeschichte kehrt ins Bewusstsein zurück. Was bedeutet das für das Selbstverständnis der Bundesrepublik und ihre Erinnerungskultur? Der Rassismuskritiker Mark Terkessidis stellt diese Fragen in seinem aktuellen Buch

Von Eva Berger

Die deutsche Kolonialgeschichte hat in der Erinnerungskultur der Bundesrepublik Deutschland lange Zeit kaum eine Rolle gespielt. Nicht nur nahm sich der überseeische Besitz des Deutschen Reichs im Vergleich zu dem imperialen Großmacht wie Großbritannien und Frankreich um einiges bescheidener aus und ging mit dem Vertrag von Versailles am Ende des Ersten Weltkriegs schon nach rund 35 Jahren verloren.

Vor allem aber hat Deutschland mit dem Völkermord an den europäischen Juden ein Verbrechen singular monströses Ausmaßes begangen, neben dem sich koloniale Schuldzusammenhänge wie Peanuts auszuweisen scheinen, auch wenn man beides nicht gegeneinander aufrechnen kann.

Nach langen Jahren des Verleugerns und Abwiegeln wurde so die Aufarbeitung der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft und das inzwischen weitgehend konsequenzlose Bekenntnis zur historischen Schuld und Verantwortung für diese Geschichte zum erinnerungspolitischen Kern des bundesrepublikanischen Selbstverständnisses, in dessen Schatten nur wenig Platz blieb für andere Unrechtserfahrungen.

Dass die deutsche koloniale und imperiale Geschichte seit einiger Zeit sichtbar wird, verdankt sich nicht nur beharrlicher historischer Forschung und aktivistischen Initiativen von unten, sondern den von ihnen angezeigten Debatten.

Sei es der Kampf um die Anerkennung des Völkermords an den Herero und Nama im heutigen Namibia, die

Auseinandersetzung um die Auslöschung kolonialherlicher Straßennamen oder die Debatten um das Humboldt-Forum, dieses bemerkenswerte missratene museale nationale Sinnstiftungsprojekt auf dem materiellen Rücken kolonialer Raubkunst und anders erworbener ethnografischer Artefakte – der Streit um koloniale und imperiale Machtzusammenhänge,

**Vor allem aber hat Deutschland mit dem Völkermord an den europäischen Juden ein Verbrechen singular monströses Ausmaßes begangen**

transnationale Verstrickungen und postkoloniale Erblasten wird im öffentlichen Geschichtsdiskurs vernehmbarer.

Doch auch die Gegenwart drückt auf unser historisches Selbstverständnis. Seit dem Jahr 2000 besitzen hier endlich auch Menschen mit Einwanderungsgeschichte Anspruch auf deutsche Staatsbürgerschaft und -rechte. Mit diesen Menschen, genauso wie mit denen, die hier Zuflucht suchen, wandert eine, die Republik in globale Konflikte verstrickende Vielzahl an Vergangenheiten ein, die ebenfalls Berücksichtigung und Anerkennung in dem finden muss, was sich als erinnerungspolitischer Kitt dieser Gesellschaft bezeichnen ließe (im Sinne eines Streittraums unter Gleichberechtigten).

Was bedeutet das Lautwerden dieser (post)kolonialen Stimmen der Vergangenheit und Gegenwart? Wie muss ein Geschichtsbewusstsein beschaffen sein, in dem beide Stimmen Gehör finden? Aber auch: Was ist das spezifisch Deutsche des deutschen Kolonialismus und Imperialismus, wo sind wir überall gewesen, was haben wir dort im rassistischen Missionierungs- und Gewaltsinne angerichtet? Wie spiegelt sich dies in der bundesrepublikanischen Einwanderungsgeschichte der Gegenwart?

Aber auch: Was wird aus der Aufarbeitung des und Erinnerung an den Holocaust, wenn wir, wie schon Hannah Arendt 1951, seine Elemente und Ursprünge auch im imperialen Zeitalter und Bewusstsein verorten? Was, wenn wir den pangermanisch geprägten deutschen „Drang nach Osten/Lebensraum“ als großes koloniale und imperiale Projekt Deutschlands benennen und dafür im Jetzt Verantwortung übernehmen?

Es sind solche großen Themen, die der Journalist, Migrations- und Rassismuskritiker Mark Terkessidis in seinem neuen Buch, „Wessen Erinnerung zählt? Koloniale Vergangenheit und Rassismus heute“ auszuloten versucht. Als Historikerin würde man sich zwar mehr analytische Kühle und weniger anachronistische moralische Empörung wünschen.

Dennoch: Terkessidis ist ein streitbarer Denkanstoß gelungen, der zeigt, wie dringend es im Angesicht unserer Aktualität ist, dass wir endlich eine ernsthafte Debatte über die Frage führen, wie das historische Gedächtnis einer Gesellschaft beschaffen sein muss, die ihren Migrationshintergrund als Vordergrund anerkennt.



**Mark Terkessidis:** „Wessen Erinnerung zählt? Koloniale Vergangenheit und Rassismus heute“. Hoffmann und Campe, Hamburg 2019, 224 Seiten, 22 Euro

### taz-Veranstaltungen

#### auf der Frankfurter Buchmesse

[www.taz.de/buchmesse](http://www.taz.de/buchmesse)

#### Donnerstag, 17. Oktober

##### 13 Uhr | Buchvorstellung

„**Linke, Frauen, Queere, Ostdeutsche, Migranten, Arbeiterkinder ... – Hier noch jemand Opfer?**“

von Ulrike Herrmann; Westend Verlag  
Moderation: Doris Akrap

#### Freitag, 18. Oktober

##### 14 Uhr | taz-Streit

„**Linke, Frauen, Queere, Ostdeutsche, Migranten, Arbeiterkinder ... – Hier noch jemand Opfer?**“

Noch nie wurde so heftig über Ausgrenzung, Marginalisierung, Diskriminierung, Identität, Herkunft und Heimat diskutiert. In welche Sackgassen haben uns die Debatten über Identität gebracht und wie weit ist es noch bis zum Kommunismus (West)?

Es streiten:

Margarete Stokowski, Jan Feddersen, Julia Boek, Lin Hierse.  
Moderation: Doris Akrap

#### Samstag, 19. Oktober

##### 14 Uhr | Wahrheitklub

Öffentliche Vorstandssitzung unter dem Motto: „Die Wahrheit wickelt wilde Wikinger ein“ mit Verleihung des diesjährigen Jieper-Preises im Wahrheit-Unterbringwettbewerb.

#### Sonntag, 20. Oktober

##### 14 Uhr | Buchvorstellung

„**Angriff auf Europa. Die Internationale der Rechtspopulisten**“

von Malene Gørgen, Patricia Hecht, Nina Horaczek, Christian Jakob, Sabine am Orde; Ch. Links Verlag  
Moderation: Doris Akrap

**Leseinsel der unabhängigen Verlage:**

**Halle 4.1, D 36**

**taz-Stand (direkt nebenan): Halle 4.1, D 28**

## Kritik und Appell eines Ungezähmten

Ein Schlüsselwerk der Queer Theory: Guy Hocquenghems „Das homosexuelle Begehren“

Von Stefan Hochgesand

Guy Hocquenghem nimmt uns mit ins Dampfbad und auch in den schwulen Sexpark. Bei ihm tragen die Kapitel Titel wie „Die Cruisingmaschine“ oder „Der signifikante Phallus und der sublimierte Anus“. Hocquenghem ist nix für schwache Nerven, er ist arschfixiert und anarchistisch.

Sein Erstlingswerk, den Klassiker „Das homosexuelle Begehren“ von 1972, haben nun zwei recht junge Männer, Jahrgang 1988 und 1989, erneut ins Deutsche übertragen, und sie könnten damit ein kleines Hocquenghem-Revival hier in Deutschland auslösen. In Frankreich und im Angelsächsischen gilt der Philosoph ja längst als einer der Vorreiter der Queer-Theorie; in Deutschland erschien besagtes Werk zwar schon verblüffend früh, nämlich 1974, bei Hanser sogar, verschwand dann aber schnell wieder aus dem hiesigen Diskurs.

Rückblickend eigentlich ein Rätsel. Einzig akzeptable Ausrede: Der Nachname ist für Menschen deutscher Zunge halt echt halbscherisch auszusprechen. Umso zugänglicher ist der Text an sich, denn Hocquenghem war definitiv keiner von den Philosophen, die die Welt nur interpretieren wollten – er wollte sie verändern.

### 1968, Linke, Heteronormativität

Entsprechend Elan-getragen, leidenschaftlich und auch aktivistisch ist sein Tonfall. Akademisch ist er gleichwohl auf der Höhe der Zeit, und so arbeitet er sich vor allem (außer an literarischen Homoklassikern von Robert Musil, Thomas Mann, Marcel Proust und Jean Genet) an dem seinerzeit erst wenige Monate zuvor erschienenen „Anti-Ödipus“ des Philosophen Gilles Deleuze und des Psychiaters Félix Guattari ab – die ihrerseits Freuds (bei Queers oft verhasste) Psychoanalyse gegen den Strich gebürstet hatten.

All dies noch dicht dran an den Mai-Revolutionen, Paris 1968, man riecht das Tränengas geradezu. Mit vielen Linken kam er indes nicht auf einen Nenner, da Homophobie dort oft nur als Randproblem abgetan wurde. Doch die Lektüre ist nicht nur historisch lohnenswert, Guy Hocquenghem stellt Fragen, die auch gegenwärtig spannend sind, etwa ob die Bildung einer schwulen Identität zwar für den politischen Aktivismus hilfreich und vielleicht sogar notwendig ist, aber psychologisch eigentlich fragwürdig, da Begehren doch komplexer ist als konventionelle Sprechweisen darüber.

Hocquenghem konfrontiert einen auch mit dem Problem, dass sich Queers von der Gesellschaft zähmen, er sagt „sublimieren“, lassen, um ihr Verlangen der kapitalistischen Verwertungslogik und dem heteronormativen sozialen Zusammenhang in den Dienst zu stellen.

Das Nachwort der Übersetzer lässt aber dankenswerterweise auch nicht unerwähnt, dass Guy Hocquenghem, bevor er 1988 41-jährig an den Folgen von Aids starb, in späten Texten Fragwürdiges bis Indiskutables über die kindliche Sexualität, den Holocaust und den Dialog mit den neuen Rechten schrieb. Zeit, seine Standpunkte aufzuarbeiten und zu überprüfen. Dafür könnte dieses Buch allemal ein guter Anfang sein.



**Guy Hocquenghem:** „Das homosexuelle Begehren“. Aus d. Franz. v. L. Betzler und H. Branding, Nautilus, Hamburg 2019, 200 Seiten, 18 Euro

Anzeige

### Der Mabuse-Verlag auf der Buchmesse



Corinna Leibig, Hans Hopf  
**Bin ich richtig?**  
Pubertätswegweiser für Jugendliche

126 Seiten, 19,95 Euro, 978-3-86321-420-3  
Ein Wegweiser für Jugendliche, die voller Selbstzweifel sind und sich nicht trauen, darüber zu sprechen. Die häufigsten Fragen werden ausgesprochen, altersgerecht und mit psychologischen Erklärungen beantwortet und ansprechend illustriert.

Besuchen Sie uns in Halle 3.1, G 71.  
Lesung: 16.10., 13:30 Uhr, Halle 4.1., G 71  
www.mabuse-verlag.de



Women's March in den USA. Die Akteure und die Anliegen sind divers  
Foto: Ira L. Black/Corbis/Getty Images

## Yalla, Widerspenstige

Es gibt einen Trend im Sachbuch-Segment zum Autobiografisch-Identitätspolitischen. Ein kleiner Überblick

Von Miryam Schellbach

Als im Sommer 2016 Didier Eribons intime Klassenreflexionen unter dem Titel „Rückkehr nach Reims“ auf Deutsch erschienen, kam das für zahlreiche Rezensenten einer Einladung gleich, den eigenen Klassenhintergrund oder -aufstieg zu durchdenken und zum Gegenstand des öffentlichen Interesses zu erklären. Dies mündete schnell in einige thematisch ähnliche, zumeist autobiografische Publikationen mit soziologischem Vokabular, die den Begriff der Klasse neu belebten. Dass die neue Popularität gesellschaftskritischer Sachbücher für ein breites Publikum nicht unweigerlich zu einer neuen Agenda auf politischer Ebene führt, ist die eine Beobachtung.

Die andere ist, dass sich heute, drei Jahre später, von einem autobiografisch-identitätspolitischen Trend im Sachbuch-Segment sprechen lässt, einer Art verspätetem Eribon-Effekt. Wurde diese Tür mit der lange tabuierten Frage nach Persistenz und Realität gesellschaftlicher Klassen aufgestoßen, so rücken in diesem Herbst weitere Subjektkategorien in den Blick. Identität ist der Ober- und Reizbegriff, unter dem sich diese Kategorien subsumieren lassen, die politische Diskussionen bestimmen oder sprengen und an deren Rändern einerseits Privilegien, andererseits Ausgrenzung und Ausschlüsse stehen: Klasse, aber auch Herkunft, Kultur, Hautfarbe oder der Glaube zählen dazu.

Der an der New York University lehrende Philosoph Kwame Anthony Appiah zeigt in seinem gerade übersetzten Buch „Identitäten. Die Fiktionen der Zugehörigkeit“ in einer weniger soziologischen als grundbegrifflichen Analyse und hilfreichen Sortierung, wie fluide und ungenau diese Kategorien werden, sollen sie auf Individuen scharfgestellt werden. Angesichts einer Kindheit auf mehreren Kontinenten sowie einer beruflichen Professionalisierung an diversen europäischen und amerikanischen Universitäten scheint ihm die Frage nach seinen Wurzeln wie das Relikt aus einer anderen Zeit.

Eine Erfahrung, die er zum Anlass nimmt, den eurozentrisch verengten Blick der Kontinentalphilosophie zu erweitern. Er zeigt, dass Subjekte in manchen afrikanischen und asiatischen Kulturen längst als mobile

und komplexe Nichteinheiten denkbar sind: Identitäten, die „sich entfalten wie eine Ziehharmonika mit ihren zahlreichen Spalten und Faltungen“. Dass kategorielle Unterscheidungen dennoch unverzichtbar dafür sind, die Gesellschaft zu ordnen, soziale Kämpfe zu führen und so „unsere Freiheit schärfere Konturen“ zu verleihen, ist eine der überraschenden Schlussfolgerungen in diesem gelehrten und im Ton sympathisch-unterhaltsamen Buch. Kontrovers ist Appiahs harter Schlag gegen das Konzept der kulturellen Aneignung. Wenn alle kulturellen Praktiken und Objekte fluide sind, kann niemand ihren Besitz für sich reklamieren, ohne dabei dem „modernen Eigentumsregime“ anheimzufallen.

Eine intersektionale Verbindung von Alter und Herkunft betrachtet Johannes Nichelmann in „Nachwende-kinder“, bei denen er anhand im Buch nacherzählter Interviews ein frappierendes Erinnerungsdefizit bemerkt, das die Frage aufwirft, warum wir Nachwende-kinder zu wenig, bis gar nicht mit unseren Eltern über ihr Leben in der DDR sprechen. Nichelmann

Spürbar ist auch das neu erwachte Interesse an der jungen Generation

rückt eine Nahtstelle in den Fokus, an der sich die Verletzlichkeit zeigt, die einer Transformationsgesellschaft auch über den Systemumbruch hinweg eigen ist. Die Nachgeborenen beurteilen ihre Eltern und deren vermeintliche Konformität anhand eines Wertesystems, das selbst erst aus der transformierten Gesellschaft hervorging. Die Eltern wiederum finden keine Sprache für ihre ambivalenten Erinnerungen.

Spürbar ist auch das neu erwachte Interesse an der jungen Generation. Mit dem Klimaprotest und Greta Thunberg trat sie selbstbewusst auf die Bühne der politischen Akteure, die, so beschreibt es Mareike Nieberding in ihrer Streitschrift „Verwende deine Jugend“, richtiggehend „jugendverdorren“ ist. Die Parteien verlieren ihren Nachwuchs, Parteizugehörigkeit wird längst nicht mehr vererbt, und junge Politiker stecken entweder in den Jugendorganisationen fest oder kämpfen mit Legitimationsproble-

men. Empört über die Hindernisse, die jungen Erwachsenen mit Wunsch nach gesellschaftlicher Partizipation in den Weg gestellt werden, ruft Nieberding mit einem kreativen Forderungskatalog die Politik dazu auf, die junge Generation ernst zu nehmen.

Wie es sich liest und anhört, wenn Empörung, unbedingter Wille zu gesellschaftlicher Partizipation und die Aneignung negativer Zuschreibungen aufeinander treffen, lässt sich bei Lady Bitch Ray nachvollziehen. Die Kunstfigur ist eine personifizierte An- und auch Enteignung intersektional ineinander greifender stereotyper Aussagen über das Arbeiterkind mit türkischem Background, die Muslimin, die Alevitin, die Feministin, die Porn-Rapperin. Gezielt gesetzte Personenzentrierung mit Street Credibility fährt ihr gerade veröffentlichtes Manifest der Selbstermächtigung, „Yalla, Feminismus“, auf.

Das Buch ist eine an Vagina-Neologismen erinnernde wortgewaltige feministische Sezierung des Deutsch-Rap, des Islam sowie des Wissenschafts- und Universitätsbetriebs, den Lady Bitch Ray alias Reyhan Şahin „Fuckademia“ nennt. Şahins große Geste und ihr hehres Anliegen sind sympathisch, funktionieren aber nur dann, wenn einen die enorme Ladung Egozentrismus, die sie als rhetorisches Element aus dem Rap übernimmt, nicht von den im Schatten der pornographischen Muskelschau stehenden Feinanalysen ablenkt.

Lässt man sich darauf ein, bergen ihre Gedanken eine kluge Semiottik des Kopftuchs (Şahin ist nebenbei auch promovierte Linguistin) genauso wie eine unterhaltsame Einführung in die Geschichte des Deutsch-Rap. Das widerspenstige Ich, das der Kollektivzuschreibung immer wieder von der Schippe springt, ist Lady Bitch Rays Programm.

Das Anliegen, zu zeigen, dass Identitäten stets zwischen Zugehörigen und Außenstehenden verhandelt werden, durchzieht alle diese neuen Kartografierungen des Identitätskontinents unserer Gesellschaften. Manche beschreiben explizit, andere lassen es beiläufig anklingen, welch enorme Anstrengung dahintersteht, in einer von Abwertung und Hierarchisierung geprägten Gemeinschaft kollektive Festschreibungen mit dem eigenen Ich abzugleichen. Unter welchen Bedingungen es sogar gelingen kann, spielerisch-subversiv mit ihnen umzugehen oder sich über sie zu erheben, bleibt eine offene Frage.

**Kwame Anthony Appiah:** „Identitäten. Die Fiktionen der Zugehörigkeit“. Aus d. Engl. v. M. Bischoff, Hanser, Berlin 2019, 336 Seiten, 24 Euro

**Johannes Nichelmann:** „Nachwende-kinder“. Ullstein Verlag, Berlin 2019, 272 Seiten, 20 Euro

**Mareike Nieberding:** „Verwende deine Jugend. Ein politischer Aufruf“. Tropen Verlag, Stuttgart 2019, 108 Seiten, 12 Euro

**Reyhan Şahin:** „Yalla, Feminismus“. Tropen Verlag, Stuttgart 2019, 224 Seiten, 20 Euro

Vorkämpferin für ein Recht auf sexuelle Selbstbestimmung und Unternehmerin auf dem Feld der „Ehehygiene“: Beate Uhse ist mehr als Schmuddelshop – sie ist ein Stück bundesdeutsche Geschichte. Katrin Rönicke hat ihr eine Biografie gewidmet



Beate Uhse auf der Kühlerhaube – sie eröffnete den ersten Sexshop der Welt  
Foto: Hentschel/ullstein bild

# Die gewiefte Unzüchtige

Von Edith Kresta

**D**ie Beate-Uhse-Story, das ist wechselvolle deutsche Geschichte, Einblick in die gesellschaftlichen Veränderungen der Bundesrepublik und die Erzählung von einer spannenden, selbstbewussten Frau. Googelt man heute Beate Uhse, so landet man auf der Website eines schlichten Internetanbieters für Sexspielzeug und Reizwäsche. „Schön, dass Du Dich für den Beate Uhse Shop entschieden hast. Hier bist Du absolut richtig, wenn Du nach Accessoires für Deinen sexy Lifestyle suchst.“

Dabei war Beate Uhse, deren Namen der austauschbare Onlinevertrieb heute trägt, eine der größten deutschen Unternehmerinnen der Nachkriegszeit. Eine Pionierin, Kämpferin, Pragmatikerin. Naturistin und Sportkanone. Und eine Frau, die sich „lieber mit Männern umgab“.

So zumindest beschreibt sie Katrin Rönicke in ihrer sehr lesenswerten Biografie „Beate Uhse – ein Le-

ben gegen Tabus“. Die Journalistin und Bloggerin Rönicke bezieht sich vor allem auf Gespräche mit Zeitzeugen, auf die Autobiografie der Beate Uhse und auf das Buch von

**Zu jeder Bestellung packte sie Kondome, manchmal einen Brief. Aktive Kundenpflege**

Elizabeth Heineman, „Before Porn Was Legal“, eine Auseinandersetzung mit dem Sexgeschäft in der verklemmten Bundesrepublik.

Die 1919 geborene und in Ostpreußen aufgewachsene Beate wurde „offen und liberal“ erzogen. Sie besuchte reformpädagogische Schulen. Sowohl der Vater als auch die Mutter – die schon damals als

Ärztin arbeitete – „hatten Großes mit ihr vor“. An der Flieger Schule in Berlin-Rangsdorf wurde Beate zur Pilotin ausgebildet, ihr drängender Berufswunsch. Später flog sie im Zweiten Weltkrieg Kampfflugzeuge, Aufklärer, Jagdbomber. In ihrer Autobiografie aus dem Jahr 1989 vermerkt sie dazu: „Der totale Krieg verwandelte auch mich in einen Soldaten.“ Soldatische Disziplin ist ein Schlüsselwort ihres Erfolgs. Sie hat sie ihr ganzes Leben bewahrt. Mit 75 Jahren machte sie etwa noch ihren Tauchschein.

1951 gründet Beate Uhse das erste deutsche Versandhaus für Sexartikel. Die damals alleinerziehende Mutter versuchte schon seit Ende der 1940er Jahre, im Erotikversandgeschäft ihr Leben zu fristen. Ein waghalsiges Unterfangen im sehr prüden Nachkriegsdeutschland. Aber Beate, geborene Köstlin, verwitwete Uhse setzte sich mit ihrem Gespür für die Bedürfnisse der Zeit und ihrem Geschäftssinn durch.

Auf der Suche nach Möglichkeiten, nach dem Krieg Geld zu ver-

dienen, klarte sie zunächst Frauen über Verhütungsmethoden auf. Ihr Credo: „den Sexualtrieb von der Zeugung scharf zu trennen“. Sie sprach sich für ein Recht auf sexuelle Selbstbestimmung aus. Ihre Aufklärungskampagne in der „Schrift X“ bewarb sie mit 10.000 Postwurfsendungen, Bestellschein inklusive.

Die Verhütungsmethode Knaus Ogino wurde so in deutschen Haushalten entdeckt, und Beate Uhse hatte eine Marktlücke besetzt. Zu jeder Bestellung packte sie Kondome, manchmal einen Brief. Der Briefkontakt war wichtig, es war aktive Kundenpflege. Später beriet die Unternehmerin ihre Kundinnen persönlich per Post, etwa auf die Frage, wie sie mit fremdgehenden Ehemännern umgehen können. Zehn Jahre nach der Erstveröffentlichung der „Schrift X“ hatte Beate Uhse 200.000 Kunden.

Am 17. Dezember 1962 eröffnete Beate Uhse, inzwischen verheiratete Rotermund, den ersten Sexshop der Welt – mitten in Flensburg.

Uhse lebte dort ein bürgerliches Leben mit Ehemann und Kindern. Der nüchterne Name „Fachgeschäft für Ehehygiene“ sollte die Themen Sex und Erotik salonfähig machen.

Die Sittengesetze der Adenauer-Regierung und der Hüter der öffentlichen Sittlichkeit, der katholische Volkswartbund, warfen ihr immer wieder „Unzucht“ vor. In zahlreichen Verfahren wegen Verstoß gegen das sittliche Empfinden und die Einstellung der Gesellschaft zur Sexualität stand Uhse vor Gericht. Beate ließ sich nicht beirren. Zum Ende ihres Lebens gab es in beinahe jeder deutschen Groß- und Kleinstadt Filialen ihrer Geschäftskette.

Sie war Tabubrecherin, Aufklärerin, und vor allem eine gewiefte Unternehmerin. Sie stand an vorderster Front im Ringen um eine neue Haltung der Gesellschaft zur Sexualität und schließlich ganz vorn bei der Vermarktung der Erotik und des weiblichen Körpers in der Pornoindustrie. Sie starb 2001 mit 81 Jahren an den Folgen einer Lungenentzündung.



Katrin Rönicke: „Beate Uhse. Ein Leben gegen Tabus“. Residenz Verlag, Salzburg 2019, 208 Seiten, 22 Euro.

**EDITION • LE MONDE diplomatique**

## Knapp und umkämpft

Großstädte wie São Paulo oder Kapstadt standen schon kurz vor dem „Day Zero“ – dem Tag, an dem kein Wasser mehr aus dem Hahn kommt. Und Europa erlebt im Zuge der Klimakrise zwei Dürresommer in Folge. Wie geht's weiter mit dem Element, das zum Luxusgut zu werden droht?

Ein Heft über die wichtigste Ressource der Welt, mit Beiträgen von Annette Jensen, Niels Kadritzke, Manfred Kriener, Elizabeth Rush und vielen anderen (112 Seiten, broschiert).

\* 8,50 € - versandkostenfrei im Inland -  
[shop@taz.de](http://shop@taz.de) • T (030) 259 02 - 138 oder als Prämie für ein Zeitungsabo von Le Monde diplomatique unter

monde-diplomatique.de

**Jetzt bestellen\*  
oder als  
Abopremie sichern**

taz Verlags- und Vertriebs-GmbH • Friedrichstraße 21 • 10969 Berlin

# In der Nacht ist man freier

Pornograf, Chronist, Spitzel und Frauenverehrer: Rétif de la Bretonne ist das seltene Glück eines manisch produktiven Chronisten, der uns mitnimmt in die Pariser Nächte in Zeiten der Großen Revolution

Von Tania Martini

Sadismus kennt jeder. Aber wer kennt den Retifismus? De Sade und Rétif – zwei Männer des 18. Jahrhunderts, sogenannte Pornografen, zwei, die synonym für die Geschichte der Libertinage stehen. Wer Libertinage sagt, sagt auch Unterwerfung oder wenigstens Abweichung, und so wundert es kaum, dass ihre Namen sich im Register sexueller Abweichungen, also psychologischer Pathologisierung, finden. Retifismus ist der Schuhfetischismus und meint nicht so ein bisschen Fetischismus im Sinne von zu viel Schuhware im Schrank, sondern: der Schuh als Stimulus.

Da geht es um Dreck, Erektionsfähigkeit, Krankheit und Devianz und dafür steht Nicolas Edmonde Rétif de la Bretonne Pate (1734–1806), der zu seiner Zeit in ganz Europa prominent war, im 20. Jahrhundert von den Surrealisten als „Rousseau der Gosse“ verehrt wurde, aber im Gegensatz zum Marquis de Sade (1740–1814) eigentlich vergessen ist.

De Sade und Rétif waren Widersacher, so wie Rousseau und Voltaire vielleicht. Beide haben sie das Abseitige, Schmutzige und Lustvolle gesucht und bearbeitet, wobei Rétif im Vergleich zum entgrenzten Marquis als reformorientierter Realist, manches Mal gar als naiver Moralist gelten kann. Des Marquis Spott war ihm stets sicher. Rétif schrieb gegen de Sades Gewaltpornografie seine „Anti-Justine“. Sexualität oder Erotik, Entgrenzung oder Anbetung – ein Abgleich patriarchaler Selbstbilder zwischen Eros und Thanatos.

Als Rétif, Sohn eines Großbauern aus der Nähe von Auxerre, 1755 nach Paris geht, „O Vater! Da möchte ich wohnen, mein Leben lang“, gibt es circa dreißigtausend Prostituierte in der Stadt. Vertreibung und Gewalt, der sie ausgesetzt waren, und die sich ausbreitende Syphilis bringen Rétif dazu, die Schrift „Der Pornograph“ zu verfassen, ein Vorschlag zur Unterbringung der Prostituierten in staatlich verwalteten Bordellen. Über die gegensätzliche Interpretation dieser Staatsbordelle

als „subersive Architektur“ einerseits oder abschottende Architektur und Disziplinartechnologie, die gelehrt Körper produzieren soll, andererseits, hat der Theoretiker Paul Preciado einen wunderbaren Text geschrieben.

Daneben schreibt Rétif eine mehrbändige Sammlung von Frauengeschichten mit dem skurrilen Titel „Zeitgenossinnen – Französinnen – Pariserinnen“, zudem einen vierbändigen Briefroman über einen vom Land, der die Gefahren des Pariser Lebens kennenlernt. Dann fasst er nach dem Vorbild der generationsprägenden „Bekenntnisse“ Jean-Jacques Rousseaus seine Autobiografie „Monsieur Nicholas oder Das enthüllte Menschenherz“, bevor er sich 1786 an die Niederschrift von „Die Nächte von Paris“ macht.

Ein mehr als dreitausendseitiges Werk in 14 Bänden, für das er 20 Jahre lang das nächtliche Paris durchstreifte, beobachtete, konsu-

## So viel Anstand ist im Spiel, dass viel Sex stattgefunden haben muss

mierte, dokumentierte, ein Vorläufer des Flaneurs und dennoch ganz anders, radikal.

Im Galiani Verlag liegt nun eine Auswahl der Rétif'schen Nächte vor, ausgewählt und eingeleitet von Reinhard Kaiser. Sie dokumentieren Rétifs Streifzüge und Interventionen in den Jahren der Französischen Revolution bis zur Hinrichtung Marie-Antoinettes. „Die Nächte von Paris“ sind ein wertvolles Stück Sozial-, Alltags- und Sexualgeschichte und zeigen wunderbar, wie die Körper, die Gesundheit und die Bevölkerung Teil des politischen Diskurses des 18. Jahrhunderts werden, den Michel Foucault als neue Regierungskunst analysiert hat, als „Biopolitik“, die nicht mehr vornehmlich tötet, son-

dern sich um eine *hygiène publique* kümmert.

Rétif kehrt das Strukturprinzip aus „1001 Nacht“ um. Empfänger der Geschichten ist nicht ein nekropolitischer Tyrann, sondern eine schwermütige Marquise. Der nächtliche Erzähler kehrt jeden Morgen bei ihr in der Rue Payenne ein, um unter Aufsicht einiger Kammerfrauen durch ein Gitter in der Wand wie in einem Beichtstuhl Erotisches, Abtrünniges und Seltames aus der Nacht zu berichten. Aus einer parallelen Welt, die wie ein Raum des Wahrhaftigen wirkt.

Rétif, der sich in der Rolle des unschuldigen Frauenverehrsers gefällt, gabelt immer wieder Straßenmädchen auf, übergibt sie dem Schutz der Marquise. Eine Schutzpatronin, so viel Anstand ist im Spiel, dass in Wirklichkeit wohl viel Sex stattgefunden haben muss. „Ich liebe die Nacht. In ihr fühle ich mich freier als am Tag. Alles gehört mir während der Nacht“, schreibt Rétif. Dabei hat er nicht weniger im Sinn als „die Sitten einer Nation“ darzustellen, er, der sich als einzig wahrer Kenner des Volkes wähnt. Schurken, Diebe, Vergewaltiger, Prostituierte, Lumpensammler, Spieler, Einsame, Rétif sucht sie alle auf,

notiert manisch die Ereignisse, die sich überstürzen. Der Brand der Pariser Oper, das Gemetzel eines Algeriers an Bord eines Schleppekahns, die Medizinstudenten, die die Leichen klauen, aber auch die Sturzbrüche in den Straßen nach dem Regen, der Gestank, die vielen Hunde, er schreibt alles auf.

Er verkehrt im Palais Royal, wo sich auch der radikale, republikanische Club „Cercle Sociale“ trifft. Rétif aber ist ein Einzelgänger, er beklagt das Sündenbabel, besucht aber dennoch die Séparées des Palais. Unklar, ob er für die vor- und nachrevolutionäre Geheimpolizei spitzelt, das wurde zumindest immer wieder vermutet, belegt ist es nicht.

Fesselnd sind seine Erzählungen aus den unmittelbaren Revolutionswirren. Die Brutalität und die Hinrichtungen, die „in Paris alltäglicher als der Regen im Winter“ werden, bestürzen ihn. Am 14. Juli 1789 macht er sich auf zur Bastille: „Nachdem ich die Arkaden des Rathauses hinter mir gelassen habe, stoße ich auf eine Horde Kannibalen. Einer von ihnen – ich sah es – machte dieses schauerhafte Wort wahr. Er trug auf der Spitze seines Säbels die blutigen Eingeweide des

Volkszorns vor sich her, und dieses schaurige Gebilde entsetzte niemanden!“ Und: „Alle sprachen nur noch von Umbringen.“

Politisch wandelt er sich in den „Nächten“ vom gemäßigten Girondisten zum Anhänger der Bergpartei. Mehr um der Zensur zu entgehen denn aus Überzeugung, vor allem weil er seit der Verhaftung eines Freundes um sein Leben fürchtet. Einige Stellen seiner Chronik ändert er nachträglich, nach dem Tod Marquises verfasst er gar ein politisches Glaubensbekenntnis zur Bergpartei. Die Revolution, das ist vielleicht sein ehrlichstes Fazit, ist richtig, aber die falschen Leute machen sie. Ihn beschäftigt die Frage, warum der Mensch die Menschlichkeit so leicht verliert. Die Aristokratie hält er für dekadent, die Bourgeoisie nicht minder, den Klerus verachtet und das Proletariat fürchtet er.

Wie er selbst geriet auch in Vergessenheit, dass der Begriff Kommunismus bei ihm zum ersten Mal auftaucht. Rétif schlägt um 1796 den „communisme“ zur Rettung des menschlichen Niedertacts zerbürstenden Gemeinwesens vor. Sein Impetus ist ein irgendwie naiver, auch reaktionärer und wie vieles bei ihm voller Widersprüche.



„Unter all unseren Literaten bin ich vielleicht der Einzige, der das Volk kennt.“ Rétif (1734–1806) mit Eule auf dem Hut, Frontispiz zu seinem Buch „Die Nächte von Paris“ Foto: Roger-Viollet/Jullstein bild

Rétif de la Bretonne: „Die Nächte von Paris“, Herausgegeben und übersetzt von Reinhard Kaiser, Galiani Verlag, Berlin 2019, 528 Seiten, 28 Euro

Anzeige



Spoilern verboten!

## Dror Mishani Drei

Drei Frauen und ein Mann, den sie am besten nie kennengelernt hätten. Das Buch, über das alle sprechen.

»Spannend, weil höchst raffiniert gebaut, literarisch anspruchsvoll, spielerisch souverän die Möglichkeiten des Genres auslotend.«

Carsten Hueck / Deutschlandfunk Kultur, Berlin



Dror Mishani  
Drei

Roman · Diogenes

Auch als eBook und Hörbuch

Buchtrailer und Leseprobe auf [diogenes.ch/drei](http://diogenes.ch/drei)

Diogenes